

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Jan Kjærstad**

**Der Verführer**

*Roman*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

## VORWORT DES VERLAGS

Es soll nicht verhehlt werden, daß der Roman, den der Leser jetzt in Händen hält, der Jury, die in unserem Wettbewerb den besten biographischen Roman auswählen sollte, einiges Kopfzerbrechen bereitet hat. Nicht nur, daß das Manuskript den zeitgenössischsten – und vor allem kontroversesten – Charakter der vielen eingegangenen Manuskripte hatte, sondern als sich die Jury, nach langen Erörterungen, entschied, den Roman zu prämiieren, und den Namensumschlag öffnete, stellte sich auch noch heraus, daß der Autor anonym war und daß ein eventuelles Preisgeld, sowie sonstiges Honorar, auf ein Bankkonto eingezahlt werden sollte, das einer kleinen, aber bekannten humanitären Organisation gehört.

Wenn der Verlag, unabhängig von der literarischen Qualität, reiflich überlegen mußte, ob das Manuskript in Buchform erscheinen sollte, ebenso wie die der beiden anderen Preisträger, war das selbstverständlich eine Folge der ungewöhnlichen und vielbesprochenen Ereignisse, auf denen der Roman basiert – und noch mehr des unheimlichen Nachspiels dieser Ereignisse (das übrigens im Roman nicht erwähnt wird). *Daß* das Buch jetzt vorliegt, soll nicht zuletzt daran erinnern, daß die Meinungsfreiheit in Norwegen verfassungsmäßig verankert ist. Wir möchten dennoch, um einer unnötigen Debatte zuvorzukommen, darauf aufmerksam machen, daß die juristischen Berater des Verlags das Manuskript geprüft haben, und da eine Reihe von Namen im Roman mit Namen wirklich lebender Personen identisch sind, haben wir das Manuskript denen vorgelegt, die sich durch den Inhalt beleidigt oder gekränkt fühlen könnten. Der Verlag möchte hervorheben, daß sämtliche Personen – zwar mit recht unterschiedlichen, zum Teil überraschenden Begründungen – ihre Erlaubnis zum Druck des Buches gegeben haben.

Obwohl das Folgende auf biographischen Daten aufbaut, deren Stichhaltigkeit jeder überprüfen kann, ist es ebenso offensichtlich ein *Roman*, mit all den Freiheiten und Möglichkeiten dieses Genres. Der Verlag möchte unterstreichen, daß der Inhalt letzten Endes Fiktion ist, über deren ›Wahrheit‹ der Leser selbst entscheidet.

Ein kleines Notabene: Mehrere Jurymitglieder haben auf eine gewisse sprachliche Inkonsistenz im Manuskript hingewiesen. Dennoch hat der Verlag keine Änderungen im Text vorgenommen, abgesehen von der Korrektur rein orthographischer Fehler. Dies ist nicht darin begründet, daß der Autor unbekannt ist, sondern daß wir es bei einem solchen Wettbewerb vorziehen, die Manuskripte in ihrer ursprünglichen Form zu veröffentlichen.

## THE BIG BANG

Lassen Sie mich eine andere Geschichte erzählen. Ich weiß nicht, ob das möglich ist, nach allem, was geschrieben und gesagt worden ist, aber lassen Sie es mich jedenfalls versuchen. Ich habe mich lange gescheut, ich gebe es zu; ich habe es aufgeschoben und aufgeschoben. Aber ich muß. Und nicht allein um meiner selbst willen. Ich bin mir vollkommen im klaren darüber, daß es unerhört provozierend und anstößig ambitiös klingt, sage es aber frei heraus: Ich tue es auch um ganz Norwegens willen.

Ich kann verstehen, daß viele glauben, Jonas Wergeland genau zu kennen, nachdem er Höhen des Ruhms erreicht hat, wie es äußerst wenige Norweger, wenn überhaupt welche, auch nur annähernd haben, und in den Medien derart exponiert war, daß seine Person, seine Seele quasi, sich ebenso imponierend und gründlich entfaltete wie diese raffinierten, ausklappbaren Illustrationen der menschlichen Anatomie, wie man sie in modernen Lexika bewundern kann. Doch gerade weil sich so viele eine feste Meinung über Jonas Wergeland gebildet haben, oder Jonas *Hansen* Wergeland, wie ihn seine Gegner gern nannten, ist es verlockend, bereits hier *ein paar* der Charakteristiken zu verraten, die der Öffentlichkeit nie zu Ohren gekommen sind und die einiges neues Licht auf ihn werfen dürften: Jonas Wergeland, norwegischer Targi, Jonas Wergeland, Kamasutra-Schüler, Vorkämpfer der Komoren und nicht zuletzt Lebensretter.

Gehen wir also gleich in *medias res*, wie man sagt, oder in das, was ich den großen, weißen Fleck nennen will, denn es steht für ein Stück Land, von dem Jonas Wergeland, trotz seiner abenteuerlichen Reisen, absolut nichts wußte und das zu kartieren er sich den Rest seines Lebens bemühen sollte.

Es beginnt damit, daß er den Taxifahrer, der den ganzen Weg neugierig und nahezu ungläubig in den Spiegel geschielt hat, bittet, am

Center anzuhalten, direkt an der Kreuzung von Trondheimsveien und Bergensveien, wo Jonas als Kind unzählige Male gestanden und gedacht hat, daß alle Straßen der Welt zusammenhängen. Jonas weiß nicht ganz, warum, aber er möchte das letzte Stück zum Haus hinauf zu Fuß gehen, vielleicht wegen des hinreißenden Abendlichtes, oder weil es Frühling ist, nach Frühling *riecht*, bis ins Rückgrat, oder weil er sich freut, daß der Flug vorbei ist, Erleichterung empfindet, weil er das Schicksal noch einmal angeführt hat. Und hier berühre ich noch etwas, wovon nur wenige etwas wissen: wie ungern Jonas Wergeland, der Globetrotter, flog.

Jonas Wergeland kommt von der Weltausstellung in Sevilla, bewegt sich aber jetzt durch ein Gebiet, das, für ihn, mindestens ebenso inhaltsreich ist wie irgendeine Weltausstellung und das Stück der Erdkruste repräsentiert, an das er am meisten gebunden ist. Jonas Wergeland geht langsam, zieht den leichten Koffer hinter sich her, atmet die Frühlingsluft ein, während er zum Klettergerüst in seinem einstigen Kindergarten sieht und weiter hinunter zum Bach in der Senke, dem Alna, ein Bach, den Nefertiti und er auf zahlreichen Expeditionen hinaufgezogen sind, mit Oberst Eriksen an der Leine und dem Luftgewehr über der Schulter, um die Quelle zu finden, die lange ein ebenso großes Geheimnis war wie seinerzeit die Quellen des Nils. Er geht an dem alten Schuhgeschäft von Tango-Thorvaldsen vorbei, das sie jedes Jahr besuchen mußten, eine Qual, sowohl weil die Mutter sich nie entscheiden konnte, als auch weil die Schuhe immer schmerzhaft zu groß waren, selbst nachdem sie ausgetreten waren. Es ist Frühling, es riecht nach Frühling bis tief ins Rückgrat, und Jonas läßt das Einfamilienhaus von Wolfgang Michaelsen hinter sich, an dem er beinah das Sausen der Märklin-Züge über die Geleise hören kann, in einer Anlage, die die größte Modelleisenbahn Nordeuropas gewesen sein muß. Jonas geht langsam, den Koffer im Schlepp, riecht, lauscht, zieht die Luft tief in die Lungen ein, sieht im Halbdunkel den Huflattich wie kleine Funken aus Gold am Weg und den Hang zum Rosenbergsbogen hinauf, den sie Transsilvanien nannten, weil sie diese Strecke

überqueren mußten, nachdem sie, viel zu klein, die angsteinjagenden Dracula-Filme im Kino im Folkets Hus gesehen hatten. Es ist Frühling, riecht nach Frühling, und Jonas spürt, wie sein Körper besonders gut aufgelegt, befreit wirkt, durch die Luft, dadurch, daß der Flug vorbei ist, oder vielleicht, weil er jetzt die niedrigen Wohnblocks, wo er aufgewachsen ist, direkt vor sich hat, oder weil er jenseits der Straße sein eigenes Haus sieht, im Volksmund die Villa Wergeland, wie es unter der überhängenden Granitwand des Ravnkollens liegt, so daß er sich ab und zu beschützt, ab und zu bedroht fühlt, vom norwegischen Grundgebirge selbst.

Jonas Wergeland biegt ins Tor ein, den Koffer im Schleppe. Es ist Frühling, es riecht nach Frühling, von der Erde, von der Luft, Jonas empfindet diesen kühlen Zug, der dennoch ans Milde grenzt. Er fühlt sich leicht, erwartungsvoll, ist froh, wirklich seelenfroh, zu Hause zu sein. Das einzige, was ihm einen Stich von Unruhe versetzt, ist eine Ahnung beginnender Übelkeit, als hätte er auf dem Flug verdorbenes Essen gegessen.

Er klingelt, für den Fall, daß doch jemand zu Hause ist. Keiner öffnet. Er schließt auf und tritt in die Diele, wo er Duty-free-Shop-Tüte und Koffer abstellt, bevor er ins Arbeitszimmer geht und den ansehnlichen Stapel Post durchblättert. Viele der Briefe sind von Menschen, die er nicht kennt. Bewundererbriefe. Er nimmt den Stapel in die Hand, um im Wohnzimmer zu lesen, es sich bequem zu machen, sich schiefzulachen und die Augen zu verdrehen über die seltsamen Ideen und ungeschickten Anfragen der Leute, doch ihm fällt ein, daß er den Anrufbeantworter abhören sollte. Die erste Nachricht ist von Axel Stranger: »Würden Euer Gnaden sich die Mühe machen und anrufen? Es geht um eine Bagatelle, die nicht warten kann: die Zukunft der Menschheit.«

Jonas muß lachen, stellt ab, er kann die Nachrichten später hören, jetzt will er sich nur entspannen, eine der Kostbarkeiten aus der Duty-free-Shop-Tüte aufmachen, Musik hören, ein paar Briefe angucken, die Gedanken schweifen lassen. Er wirft einen Blick durch die Tür in Kristins Zimmer. Das Bett ist ordentlich gemacht,

Teddys und Puppen in Reih und Glied; er konstatiert, daß sie noch auf Hvaler ist, bei Großmutter.

Jonas geht zum Wohnzimmer, ein Lächeln um den Mund, blättert durch den Stapel Briefe in der Hand, studiert eine Handschrift, während er überlegt, welche Art von Musik er auswählen soll. Er ist erleichtert darüber, endlich wieder zu Hause zu sein, er empfindet eine große Zufriedenheit, etwas, was man mit einem feierlichen Wort Frieden nennen könnte.

So steht er da, die Hand auf der Türklinke zum Wohnzimmer, Jonas Wergeland, auf seinem Gebiet der erste bedeutende Künstler Norwegens, der Mann mit einem Silberdraht im Rücken, Eiern aus Gold und, wie jemand es in einem Zeitungsartikel ausgedrückt hat, einem Gehirn, so feingeschliffen wie ein großer Diamant; Jonas Wergeland steht da und ist äußerst zufrieden. Er hat eine geglückte Reise hinter sich, wieder einmal mit dem Resultat origineller Ideen, die in nächster Zukunft dem norwegischen Volk zugute kommen werden. Und er hat allen Grund, mit sich zufrieden zu sein, niemand wird ihn dafür tadeln; jede Person in seiner Haut wäre mit sich zufrieden gewesen. Jonas Wergeland hat nicht nur alles, er *ist* alles, über ihm steht, könnte man sagen, im Rang nur noch der König. Nicht unnatürlicherweise nannte er sich lange, in seinen eigenen Gedanken, den Herzog.

Jonas Wergeland steht da, die Hand auf der Türklinke zum Wohnzimmer in seinem eigenen Haus, und bemerkt auf einmal das Metall, seine Kälte, bleibt stehen und betrachtet das Messing, die kleinen Ritzen. Wieder empfindet er diese schwache, aber deutliche Übelkeit, eine wachsende Übelkeit. Er erinnert sich plötzlich an die drei Brote auf der Küchenanrichte und daran, daß es nicht nach frischgebackenem Brot roch, als er ins Haus kam.

Jonas Wergeland steht da, die Hand auf der Türklinke, wünscht sich jäh, lange dazustehen, will nicht hineingehen, steht da und weiß, ebenso wie jemand, der auf eine Mine getreten ist, er wird in die Luft gesprengt werden, wenn er den Fuß hebt. Aber er muß. Er macht eine Art Bestandsaufnahme, rekapituliert in einer Sekunde

seine eigenartige Karriere, als wüßte er, daß er vor einem furchtbaren Gedächtnisverlust steht, bevor er die Klinke hinunterdrückt, die Tür öffnet und auf der Schwelle stehenbleibt. Das erste, was er spürt, ist ein auffallender Geruch, wie in einem Zimmer, wo tage- und nächtelang der Fernseher gelaufen ist. Als nächstes fällt sein Blick auf das Bild von Buddha, ehe er die Gestalt auf dem Wohnzimmerfußboden entdeckt, eine Frau. Es sieht aus, als schliefe sie, doch Jonas weiß, daß sie nicht schläft.

So steht er da, Jonas Wergeland, typischerweise nach einer anstrengenden Reise, eine wachsende Übelkeit im Körper, auf der Schwelle seines eigenen Wohnzimmers, im berühmtesten Haus von Grorud. Und ich kann meinen Ausgangspunkt ebensogut verraten, ein für allemal: Jonas Wergeland befindet sich in einem Raum mit einem toten Menschen, in einem kolossalen mentalen Knall, der das Universum gebiert, in das ich mich im folgenden hineinbegebe.

Für diejenigen, die es nicht wissen, sollte ich vielleicht hinzufügen, daß die Frau auf dem Fußboden identisch ist mit seiner Ehefrau.

## *ALLES FLIESST*

Er wurde erneut hinausgestürzt ins Chaos, als sie losschossen und unerbittlich hingezogen wurden zur nächsten Stromschnelle und plötzlich mitten im Inferno aus weißem Wasser und Wirbeln waren, als ritten sie auf einer Flutwelle oder würden von einer Schneelawine ergriffen, und es ging zu schnell, fand Jonas, viel zu schnell, er bekam die Einzelheiten nicht mit und spürte schon die Übelkeit, die sich immer meldete, wenn er zu hoch oben war, wenn alles bis ins Groteske vereinfacht wurde. Jonas Wergeland saß klatschnaß in einem mürben Schlauchboot, während nahezu lotrechte Felswände an beiden Seiten vorbeirasteten, und dachte, im Gewirr der Gedanken, unablässig nur daran, sich am Tau entlang dem Dollbord festzuklammern, während er sich gleichzeitig gegen den Boden preßte,



wie ein erschrockener Vogel ins Nest. Jeder muß einmal sterben, dachte er, und jetzt bin ich an der Reihe.

Jonas verfluchte sich selbst, weil er dort zusammengekauert lag, auf den Knien, wie im Gebet, und sich festkrallte, in einem Todesritt am Grund einer engen Schlucht, nur eine dünne Gummihaut zwischen sich und der schäumenden Umarmung der Stromschnelle, dabei hätte es ihm freigestanden, es sich auf der Hotelterrasse bequem zu machen, an einem Longdrink zu nippen und die seltsame Versammlung von Gästen aus aller Herren Länder zu beobachten, vielleicht auf dem Klavier einen Ellington-Song zu spielen und Applaus von den trägen schwedischen Sozialarbeiterinnen einzuheimsen, Damen mit langen Beinen und dem verzweifelten Bedürfnis, auszuspannen. Oder er hätte etwas Vernünftiges tun können, vor allem etwas Ungefährliches, einen Besuch in dem staubigen, verschlafenen Museum machen, um Geologie und Geschichte der Gegend zu studieren, Wand an Wand mit Livingstones Briefen und Meßinstrumenten, nebst seinem halb aufgefressenen Überzieher.

Statt dessen war er, an einem Oktobertag Mitte der achtziger Jahre, zusammen mit den anderen morgens gehorsam angetreten, am Pool, wo sie ein sonnenverbrannter Angeber instruiert hatte, der die leicht nervöse Stimmung bis zur Perfektion ausnutzte, um mit präpotenten Ratschlägen und makabren Witzen zu kommen, zum Beispiel über die grausamen ›Stopper‹, eine Art stehende Wellen, vorwiegend ganz unten in den Stromschnellen, die eine Person in die Tiefe ziehen und dort Ewigkeiten festhalten konnten. So war Jonas mit bangen Ahnungen den anderen im Gänsemarsch gefolgt, als sie später den steilen Pfad zum Grund der Schlucht hinabstiegen, wo der Sambesifluß hinter den Fällen seinen schäumenden Lauf fortsetzte, im Zickzack und durch tiefe und unheimlich schmale Cañons. Das Licht war blendend stark und die Luft erfüllt von starken Düften, wie in einer Apotheke, und Insekten, die summten wie eine ganze kleine Fabrik. Auf dem halben Weg nach unten machten ihnen die eingeborenen Träger Tee und gaben obendrein ein paar Lieder zum besten, damit die Teilnehmer auch etwas Folklore kennenlernten.

Unten am Fluß selbst, wo sie an Bord der Schlauchboote stiegen, blieb Jonas stehen und lauschte dem Tosen der Fälle weiter oben, Millionen von Litern in der Sekunde, die in eine Höllenschlucht donnerten, ein Phänomen, so fürchterlich und zugleich so fesselnd, daß er begreifen konnte, warum einfache Eingeborene es als ein heiliges Dröhnen erlebten und glaubten, dort habe die Welt ihren Anfang. Rundherum lag ja auch eine eigenartige, beinahe unwirkliche Landschaft, die den starken Eindruck vermittelte, daß Menschen dort nichts zu suchen hätten, daß sie ein Paradies der Pflanzen und Tiere, besonders der kleinen Eidechsen, sei.

Nach einer weiteren nervenstrapazierenden Lektion im ruhigen Teil des Beckens glitten sie langsam auf den Hauptstrom zu. »Fluß ohne Wiederkehr!« hatte ein Witzbold gerufen, als das Boot jetzt schneller flußabwärts trieb, in der sich unbarmherzig verengenden Schlucht auf die erste Stromschnelle zu, und Jonas wußte augenblicklich, so wie man es oft Sekunden nach einer fatalen Entscheidung weiß, daß er es nicht hätte tun sollen, daß der Ausflug in einer Katastrophe enden würde.

Es waren sechs Schlauchboote hintereinander, in jedem sieben Personen, den Mann an den Riemen eingerechnet, der theoretisch ein erfahrener Ruderer sein sollte. Jonas sah ihn an, einen nicht allzu muskulösen Afrikaner mit einem neckischen Grinsen, und war absolut nicht beruhigt. Außerdem wirkte das Schlauchboot rampontiert, und auch die schmutzigen gelben Schwimmwesten, die sie trugen, sahen nicht allzu vertrauenerweckend aus. Jonas kam der Verdacht, daß die ganze Ausrüstung aus dem Zweiten Weltkrieg stammte und als Sonderangebot gekauft worden war. Lassen Sie mich einflechten, daß solche neumodischen Erfindungen, wie man sie heutzutage im sicheren, gesetzlich durchorganisierten Skandinavien sieht, mit Helmen und Kälteschutzanzügen, in diesen Breiten graden völlig undenkbar waren, ja, als direkt lächerlich betrachtet worden wären.

Jonas saß ganz hinten, zusammen mit einer Journalistin und einem Fotografen, der seine Kamera in einen wasserdichten Beutel

gesteckt hatte. Auf einer Skala von eins bis sechs waren die Stromschnellen mit fünf bewertet, so daß sie Enthusiasten aus der ganzen Welt anlockten, die ausprobieren wollten, was ihr Herz an white water rafting und kühnem Spiel mit den Elementen aushielt. Jonas klammert sich fest, als er die Welle sieht, die hoch in der Luft drohend vor ihnen aufragt, spekuliert sogar einen Augenblick, wie es sein kann, daß eine mörderische Welle senkrecht in die Höhe schießen kann, wie ein Geysir, oder gewissermaßen zu ihnen unterwegs sein kann, mitten in einem tiefen Fluß, hat aber keine Zeit mehr, weiterzuspekulieren, weil der Steuermann – aus Wahnsinn, meint Jonas – direkt in die Welle hineinsteuert, während die drei vorderen sich nach vorn werfen, in die Wassersäule, so daß das Boot kippt, wie über einem tiefen Schlagloch, während sie begeistert aufjuchzen und damit verraten, was der Zweck der Fahrt ist: Spaß, Flirt mit der Lebensgefahr, Abschalten von irgendeinem langweiligen Bürojob in Amsterdam, Singapore oder Cape Town. Die drei hinten, wo zusammengekrümmt Jonas sitzt, sind angewiesen, die Balance zu halten, doch Jonas hat keinen anderen Gedanken, als sich anzuklammern, festzukrallen am Tau entlang dem Bootsrand, als wäre es eine Art Nabelschnur und das einzige, das ihn mit dem Leben verbinden kann, so daß er, eher instinktiv, den senkrechten Felswänden einen Urschrei entgegenschleudert, ein Geheul, das völlig übertönt wird von dem infernalischem Lärm, oder Zorn, der Wassermassen.

Jonas wußte, daß die Sache nicht gutgehen konnte, und fragte sich, ob dieses stupide Unternehmen, sich die wildesten Stromschnellen der Welt hinunterzustürzen, womöglich nur eine verdrängte Todessehnsucht war, oder eine Flucht, ob er sich im Grunde gar nicht wünschte, mit der Arbeit zu beginnen, die seine Karriere verändern würde, ob er es nicht ertrug, an all die Diskussionen zu denken, um nicht zu sagen Streitereien, und die beinharten Auseinandersetzungen über alles, vom Budget bis hin zu den Leuten, die nötig waren, bevor er hoffen konnte, dieses gewaltige Projekt, das er in petto hatte, unter Dach und Fach zu bringen. In einem ruhigen Abschnitt, wo auch die Landschaft sich öffnete und ihm sozusagen Raum zum

Atmen, Sauerstoff für das Gehirn gab, dachte er, nicht ohne Grauen, an die lange Planungszeit, vor der er stand, falls er sich durchsetzte, die kolossale Vorarbeit, nicht zu vergessen, was an Neid, Klatsch und Intrigenspiel auf ihn zukam. Da war diese Fahrt vielleicht ein letzter Test, dachte er, als wieder alles enger und das Boot von den weißen, schäumenden Wassermassen zwischen senkrechten Felswänden mitgerissen wurde, mit ihnen am Grund eines tiefen Schachts entlangfegte, denn falls er durchkam, das hier überlebte, diesen Ritt zwischen etwas, das sich ausnahm wie eine endlose Doppelreihe von Felseninseln, jederzeit imstande, sich zu schließen und seinen Körper zu Brei zu zerquetschen, wie in einem alten griechischen Epos, abgesehen davon, daß hier nichts genug Zeit hätte, sich zu schließen, bei dieser wahnwitzigen Geschwindigkeit, hätte er möglicherweise auch eine Chance, die norwegische Bergwand zu überwinden, das Riesenhindernis namens Phantasielosigkeit und Kleinlichkeit und mangelnder Wille, groß zu denken, welches ja, in höchstem Grade, die Leitungsgruppe prägte, die das Projekt, an das er jetzt, hier unten, letzte Hand legen wollte, bewerten würde. Vielleicht war das auch der Grund, daß er die ganze Zeit auf den dunklen Bergwänden, die vorbeirasteten, nach etwas Ausschau hielt, ohne genau zu wissen, wonach, einer Antwort, einem Zeichen.

Dessen ungeachtet verlor er bald die Übersicht darüber, worauf das alles hinauslaufen mochte, denn er hatte mehr als genug damit zu tun, sich festzuklammern, Angst zu haben, so panische Angst, daß er mehr und mehr davon überzeugt war, dieser weiße Fleck, diese weißen Flecken aus kochendem Wasser, dieses ewige Brausen, all das würde ihm den Rest geben, einmal mußte Schluß sein mit seinem Glück, dem Glück, das ihn aus einer Unzahl anderer schwieriger Situationen gerettet hatte, in den abwegigsten Gegenden des Erdballs, vor einem Eisbärenrachen auf Grönland, auf einem Sims zehn Stockwerke über den Straßen von Manhattan, in der Sahara, als er auf dem Rücken im Sand lag, ein Schwert an der Kehle. Jonas Wergeland kannte diese charakteristische Übelkeit, die sich nie irrte, die prophezeite, daß das hier schiefgehen würde, ernstlich schief,

daß hier Schluß war mit der Glückssträhne, daß er hier sterben würde wie in einem Klosett des Daseins, wo jemand an der Schnur zieht und du in einem Wasserwirbel hinuntergespült wirst. Hier nützte es nichts, mit Paraphrasen über Darwins revolutionierende Perspektive auf eine Zeitspanne von Hunderten von Millionen Jahren brillieren zu können, oder einer der anderen Weisheiten, die er in einem kleinen, roten Buch gesammelt hatte und die ihn mit Brau-  
vour durch seine Karriere trugen, hier, zwischen diesen Felswänden, bei dieser rasenden Fahrt, wurde jedes Wort verschluckt, oder genauer gesagt, fiel ins Wasser. Jonas hatte eine Todesangst, bereute, doch es war zu spät, er wußte, irgend jemand würde hinausgerissen werden in die mörderischen Stromschnellen, und er hatte das unangenehme, ekelerregende Gefühl, das werde er sein. Klar, daß ich einmal sterben muß, dachte er, aber warum auf diese absolut haarsträubend idiotische Weise?

Ich weiß, es ist schwer zu glauben, daß Jonas Wergeland, bekannt für seine überlegene Ruhe und gewaltige Selbstsicherheit, tatsächlich auch für seinen Mut, eine solche Angst gehabt und solche morbiden Gedanken gedacht haben soll, aber lassen Sie mich ein für allemal, und ohne im geringsten zu prahlen, unterstreichen, daß meine Kenntnis der Person Jonas Wergeland von einer Art ist, die zu verstehen kaum möglich sein wird und auf die näher einzugehen ich auch keinen Grund sehe, die mich aber in die Lage versetzt, in aller Kürze folgendes zu konstatieren: Jonas Wergeland sitzt in einem 16-Fuß-Schlauchboot auf dem Weg durch die Stromschnellen des Sambesi und weiß, daß jemand, und ganz bestimmt er, rausfallen wird, und er hat solche Angst, daß er nicht nur im Begriff ist, sich in die Hosen zu machen und völlig die Fassung zu verlieren und so weiter - er hat so grauenhafte Angst, daß er, zumindest zeitweise, nicht anwesend ist; sein Bewußtsein hat ihn verlassen und schwimmt auf einer anderen Ebene, so daß ihm, wenn auch unfreiwillig, tatsächlich gelingt, was man manchmal beim Zahnarzt versucht, aber niemals hinkriegt, nämlich an ganz andere Dinge zu denken, während sich der Bohrer dem Nerv des Zahns nähert.

## DIE GROSSEN ENTDECKUNGEN

Unter allen mehr oder weniger epischen Reisen Jonas Wergelands, unter all seinen, in unterschiedlichem Maße, gewagten Entdeckungsfahrten, gab es eine, die nie verblaßte, die in gewisser Weise als die heroischste, strapaziöseste, alle Grenzen sprengende und nicht zuletzt auch gefährlichste Reise erschien, die er unternommen hatte: die Fahrt ins Innere Østfolds. Diese fand in der Kindheit und selbstverständlich zusammen mit Nefertiti statt, und als er sie unternahm, lassen Sie mich das sagen, hielten sie, oder eher er, Jonas, die Fahrt für ebenso kühn, wie in einer Tonne die Niagarafälle hinunterzustürzen, mit der Folge, daß er danach, nachdem sie sozusagen ›ins Leben‹ zurückgekehrt waren, wußte, daß alles möglich war. Aus einem solchen Winkel gesehen, erledigte Jonas das häufig behandelte Thema ›Junger Mann begibt sich in die Welt hinaus‹ bereits im Alter von acht Jahren. Dank Tante Laura, einer weißgeschminkten Dame mit großen Schals und mystischen Hüten, wußte Jonas Bescheid über Orte wie Isfahan und Buchara, doch in seinem Leben war es die Reise ins Innere Østfolds, die das Universum seiner Kindheit für immer sprengte.

Darum lassen Sie mich zunächst etwas über das Universum der Kindheit im Falle Jonas Wergelands sagen. Philosophen und Wissenschaftler versuchen ja unaufhörlich, famose Dinge über den Charakter des Daseins zu formulieren – nehmen Sie zum Beispiel diese tiefgründige Aussage, ein kleiner Teil könne das Ganze enthalten. Ich will keineswegs jemandem die Illusion nehmen, neue ›Wahrheiten‹ zu entdecken, doch gestatten Sie mir, daran zu erinnern, daß jedes Kind das erlebt, auch wenn es vielen, auf eine verblüffend radikale Weise, gelingt, diese Einsicht zu verdrängen. Denn alle Kinder leben auf die natürlichste Weise in der gesamten Geschichte und der gesamten Geographie. Das, woran sich die Spekulanten innerhalb der Lebensanschauungsindustrie wieder und wieder herantasten, sind mit anderen Worten nur Zipfel einer verlorenen Kindheit.

Jonas Wergeland und seine Freundin durch dick und noch mehr durch dünn, Nefertiti Falck, wuchsen in Grorud auf, in einer Genossenschaftssiedlung mit dem wohlklingenden Namen Solhaug, sechs niedrigen Blocks ganz oben im Hagelundveien. Hier, im nordöstlichen Oslo, in einem verhältnismäßig kleinen Gebiet, lag die ganze Geschichte Norwegens bloß. Denn hier lag der Wald, wo man als Jäger und Sammler leben konnte, und hier lagen die Höfe von Ammerud, wo man den Hirten und den Sämännern sehen konnte, die ganze Bauerngesellschaft, noch quicklebendig. Und oberhalb der Blocks verlief der Bergensveien mit seinen Zeugnissen beginnenden Handels, sogar Straßenräubertums etwas weiter oben am Røverkollen, und Norwegen als Industrienation konnte man ganz in der Nähe sowohl in den Steinbrüchen am Trondheimsveien als auch bei den Textilfabriken am Alna-elven studieren. Grorud war wie wenige andere Orte die nahezu perfekte Illustration des Schlagwortes ›Stadt und Land, Hand in Hand‹. Und während Jonas aufwuchs, schossen auch die neuen Dienstleistungsgewerbe wahrhaft in die Höhe, im buchstäblichen Sinne, in Form knallfarbiger Supermärkte, nicht zuletzt Grorud Center, mit einem babylonischen Wolkenkratzer von zwölf Stockwerken und, am allerwichtigsten, was das reine Tivoli war, mit Lift. Die ganze Geschichte lag offen, auf einem kleinen Areal. Niemand sagte es ihnen, aber sie nahmen es in sich auf, sozusagen mit der Muttermilch, im Spiel.

Und was die Geographie betraf, war Grorud, wie alle anderen norwegischen Orte, mit seinen Bächen und Seen, mit seiner fruchtbaren Erde in Tälern zwischen Hügeln und steilen Felswänden, ein Resultat der kreativen Bewegungen der Gletscher. Vor allem der nackte, beinahe lotrechte Granithang des Ravnkollens direkt hinter Solhaug war ein dominierendes topographisches Element, eine Art vergrößerte Berliner Mauer, die zu besteigen ihnen die Mütter auf das strengste verboten – selbstverständlich ohne Erfolg. Dank der kindlichen Phantasie war auch die große Welt auf diesen wenigen Quadratkilometern im Keim angelegt: der Dschungel, die Prärie, Sherwood Forest – nehmen Sie, was Sie wollen –, alles war da, in

Miniatur. Denn das Universum der Kindheit hat immer ein Timbuktu, eine Form der äußersten Grenze, und einen Mount Everest, einen Ort der unmöglichen Herausforderung. Selbst den Victoria Falls war prinzipiell in Grorud vorgegriffen, durch den ›Wasserfall‹ unten im Bach; ist man ein Kind, ist ein Fall mit zirka einem Meter Fallhöhe gut genug.

Eines Tages mitten im Mai, in dem Jahr, als Gagarin auf seine Weise den Raum sprengte, bereiteten Jonas und Nefertiti ihre große Expedition ins Innere Østfolds vor. Es begann damit, daß Nefertitis Vater einen Brief bekam, mit vielen fremden Briefmarken, der eigentlich an eine Tante adressiert war, die sich nach Meinung aller im Ausland aufhielt. Nefertitis Eltern wußten nur so einigermaßen, wo sie früher gewohnt hatte, und da der Brief auch nicht so besonders wichtig aussah, legten sie ihn beiseite, mit der Folge, daß Nefertiti sich entschloß, den Brief eigenhändig zu übergeben, da sie es im Gefühl hatte, daß die Tante nach Hause gekommen war und es ihnen gelingen würde, sie zu finden. Doch als Nefertiti Jonas den Namen des Ortes nannte, hatte er auf das heftigste protestiert, denn er klang ebenso fern und nicht zuletzt ebenso erschreckend wie irgendein exotischer Name aus den wirklichkeitsfernen Vierecken der Comics. »Alle Orte enthalten ein Abenteuer«, sagte Nefertiti, »wir können ja nicht unser Leben lang in Grorud auf dem Hintern sitzen.«

Und jetzt saß er da, im Zug, und es war seltsam, wie gut sich Jonas an diese Reise erinnern sollte, die Intensität jeder Einzelheit, besonders von dem Punkt an, wo die Spur sich teilte, nach Ski stasjon, und ins total Unbekannte führte, nachdem er früher nur den Zug nach Fredriksstad genommen hatte. Er erinnerte sich an die Fahrt ins Innere Østfolds immer deutlicher als, sagen wir, an die Reise nach Shanghai, zum Beispiel an den Augenblick, als sie die Glomma überquerten, nachdem sie fremdartige Bahnhofsnamen wie Kråkstad, Tomter och Spydeberg hinter sich gelassen hatten, und Nefertiti eine Mundharmonika herausnahm, und Nefertiti spielte nicht »Oh, My Darling Clementine« oder andere abgedroschene Evergreens, sie spielte »Morning Glory« von keinem geringeren als



Duke Ellington, und sie spielte diese anspruchsvolle Melodie sehr hübsch, auf einer chromatischen goldenen Mundharmonika, während sie über die Geleise glitten, schwarze Felder und Weiden, auf denen die ersten Halme sprossen, zu beiden Seiten, wenn es nicht frühlinggrüne Wiesen mit gelben Blumen waren, oder irgendwo eine ganze Herde galoppierender Pferde vor einer leuchtenden weißen Kirche im Hintergrund, wie Edward Hopper sie gemalt hätte. Nefertiti spielte so gut, so bewegend, daß Jonas ihre Ballonmütze nehmen und ganze sechs Kronen in klingender Münze einsammeln konnte, bevor sie Mysen passiert hatten.

Darum lassen Sie mich etwas über Nefertiti sagen, obwohl ihr nichts gerecht werden kann. Sie war genauso alt wie Jonas, doch im Unterschied zu ihm konnte sie, beim Anblick einer Ameise, darauf kommen, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Ameisen sich schon zu mindestens zehntausend verschiedenen Arten entwickelt hätten, während sie Jonas gleichzeitig fragte, warum das menschliche Leben so stark vom Sehen und Hören gelenkt war, wenn das der Ameisen ganz auf Schmecken und Riechen basierte, auf chemischer Kommunikation, oder sie wollte wissen, was Jonas von einer Welt hielt, in der die Frau, das Weibchen, im Zentrum stand. Nefertiti hatte eine ungewöhnliche Kopfform, die sie stets unter einer Ballonmütze verbarg; einen langen Hinterkopf, der so einzigartig war, daß Jonas ab und zu darüber nachdachte, ob sie vielleicht von einem anderen Planeten kam. Ihre Kleider und ihr Äußeres waren ganz normal, abgesehen davon, daß sie immer Zöpfe trug, Perlen in den Ohren hatte und sich der längsten Wimpern der Welt rühmen konnte. Ansonsten war Nefertitis ausgeprägteste Eigenart eine so grenzenlose Phantasie, daß alles, was sie dachte oder machte, anders wurde. Sie konnte Papierflugzeuge falten, die ewig durch die Luft flogen und eine Form hatten wie die Concorde der Zukunft, sie schreinerte Seifenkisten, die die Kinder von Leirhaug, dem Eigentumswohnungskomplex weiter unten, dazu brachten, sich am Kopf zu kratzen, und sie baute Flöße, die ein Huckleberry Finn nie auch nur für möglich gehalten hätte.

Jonas Wergelands erster Geniestreich, über den er sich selbst nicht im klaren war, bestand darin, sich eine beste Freundin und keinen Freund zu suchen. Nefertiti brachte ihm bei, daß Frauen in erster Linie Lehrmeister sind, in zweiter Linie Geliebte – und am allerwichtigsten, daß die Frau, alles in allem, ein ganz anderes und, wesentlicher, erheblich spannenderes Wesen ist als der Mann.

Sie stiegen in Rakkestad aus und sogen den Duft von einem Sägewerk jenseits der Bahnlinie ein, bevor sie zur Kreuzung hinausgingen und sich dort aufstellten, Bolaget im Rücken, einen dieser Läden, wo man alles kaufen konnte, absolut alles, von Malerpinseln bis hin zu drei Sorten Sirup, ein Laden, der heute selbstverständlich mit nahezu römischer Gründlichkeit abgerissen und wie an so vielen anderen Orten durch eine quadratische, stereotype Tankstelle ersetzt ist.

Und jetzt standen Jonas und Nefertiti zwischen dem Central hotell und Hjørnet und sahen die Storgata hinunter, wie zwei Cowboys, die in eine gesetzlose Stadt gekommen sind und überlegen, ob sie es darauf ankommen lassen sollen, hindurchzureiten. Vielleicht war das nicht so erstaunlich, denn Rakkestad vermittelt genau diesen Eindruck, den kleine Ansiedlungen überall auf der Welt vermitteln, den eines Ortes, von dem man, ganz unbewußt, annimmt, er sei mit einer Mischung von Originalen bevölkert – Personen, die krank im Bett liegen und präzise Strichlisten über die Heftigkeit ihrer Keuchhustenanfälle führen – und einer Art halbverrückter Hillbilly-Typen, die nur darauf warten, dir die Kehle durchzuschneiden, die in dreckigen T-Shirts mit geladenen Schrotflinten hinter dem Fenster sitzen und sabbernd Tabak kauen, während sie feixend Selbstgespräche führen.

Bevor man zum Grandgården kommt, lag damals, auf derselben Seite, ein Kiosk, der einfach Langeland genannt wurde, und direkt davor stießen Jonas und Nefertiti auf drei recht kräftige Jungens in ihrem eigenen Alter. Der eine kickte mit einem Fußball, einem kleinen verbeulten Fußball mit Schnürband, während ein zweiter, ohne Schneidezähne, mit einer angsteinflößenden Zwillie herumfummelte.

Obwohl Jonas Nefertiti warnend in den Arm knuffte, fragte sie furchtlos nach dem Haugli Kaufmannsladen. Die Jungen lachten. Ob sie die Tante kannten? Nefertiti ließ nicht locker, nannte sogar den Namen der Tante. »Isnichda«, lachten die Jungen und errichteten damit eine Sprachbarriere, die nicht geringer wirkte als die, die Jonas erlebte, als er später hörte, wie sich die Beduinen am Fuß des Jebel Musa unterhielten. Der Junge mit der Zwillie grinste böse, hob einen recht spitzen Stein vom Trottoir auf und legte ihn in den Lederlappen.

Jonas, der schon vom ersten Augenblick an der Reise gegenüber skeptisch gewesen war, hatte gedrängt, auf jeden Fall den neuen Revolver mitnehmen zu dürfen, bei dem er die Zündplättchen doppelt legen konnte, so daß es besonders knallte, doch Nefertiti hatte ihn ausgelacht: »Warum nicht auch Glasperlen und Kupferdraht?« sagte sie. »Oder die Bibel?«

Der Junge ohne Schneidezähne hatte die Zwillie in eine Position gebracht, die man als bedrohlich bezeichnen konnte, als Nefertiti etwas Unerwartetes tut: Sie fischt ein Jojo aus der Tasche, das Jonas nie zuvor gesehen hat, und wirft es so in die Luft, daß es dem Jungen die Zwillie aus der Hand schlägt, bevor sie das Jojo wieder auffängt, ungefähr wie ein Bumerang, und dann, ehe einer von ihnen auch nur piep sagen kann, fängt sie an, mit dem Jojo phantastische Kunststücke zu machen, daß die Jungen mit offenem Mund dastehen, als wären sie im Zirkus – und lassen Sie mich hinzufügen, daß diese Vorführung Nefertitis wirklich einzigartig war, denn es war lange vor der Zeit der Cola-Jojos, als beinahe jedes Kind, das etwas auf sich hielt, den ›Satelliten‹, die ›Wiege‹ und ›die Hundeleine‹ beherrschte.

Als sie fertig war, bat Nefertiti die Jungen sofort in den Kiosk, wo sie jedem eine kleine Cola spendierte und dazu einen neuen Typ Kaugummi mit einem Tätowierungspapier, während sie gleichzeitig eine Münze in die Jukebox einwarf und den Shadows-Song »Apache« spielte, so als wollte sie ihre friedlichen Absichten beweisen, sozusagen durch die Musik der Eingeborenen. Und damit spielte sich wohl eine klassische Szene ab, nämlich die, daß man,

umringt von der feindlichen Bevölkerung, in einem fremden Land dasteht und irgend jemand, bevorzugt ein Professor, die Situation rettet, indem er plötzlich in der betreffenden Stammsprache herausplatzt. Nefertiti fing nämlich an, zu reden wie die. Jonas traute seinen Ohren nicht, als er ihr eifriges Gestikulieren beobachtete und sie Wörter und Ausdrücke gebrauchen hörte wie ›weetnoch‹ und ›bannichgut‹ und noch unverständlichere Sätze wie ›dat glob ik nich‹ und ›dat kan nix weern‹, alles vor dem dramatischen Tontepich der Shadows im Hintergrund. »Der Haugli Kaufmannsladen liegt ein Stück die Storgata runter«, sagte Nefertiti beruhigend, als sie dann zu ihm kam.

Den Rest des Weges gab es keine Probleme, die Jungens begleiteten sie sogar ein Stück, denn sie wollten hinunter zum Mjørudwäldchen. Bevor sie sich verabschiedeten, trickste Nefertiti kurz mit dem Fußball und legte ihn sich zum Schluß unbeweglich in die Nackengrube, wobei die Jungen etwas von ›Rastelli‹ murmelten. Und ich möchte behaupten, hier, an diesem Punkt, in der Storgata in Rakkestad, als die Jungen zu Nefertiti Dinge wie ›war nett‹ und ›das fehlte grade noch‹ sagten, verlor Jonas Wergeland die Furcht vor dem Unbekannten und gelangte zu der Grundeinstellung, daß man den Leuten meistens vertrauen kann. Und gleichzeitig, beinahe ebenso wichtig, begriff er, daß Norwegen ein unendlich rätselhaftes Land ist, ein Land voller weißer Flecken.

Letzteres, die Erfahrung, in etwas Unbekanntes einzutreten, wurde nicht zuletzt durch die Begegnung mit Nefertitis Großtante verstärkt, die sich überströmend über den Brief freute und sie in das kleine Haus dicht am Rakkestadelven einlud, wo man übrigens rudern und Brasse, Barsch und Hecht angeln konnte. Und hier, auf einer Terrasse in Rakkestad, umgeben von Vogelgesang und Insektenesumm, während sie Saft tranken und frische Rosinenbrötchen aßen, die Nefertiti in kluger Voraussicht von Dahls Konditorei mitgebracht hatte, holte die Tante ein Stereoskop hervor, ein Mirakel, von dem Jonas noch nie etwas gehört hatte, und zeigte ihnen Bilder aus der ganzen Welt, Bilder in Schwarzweiß, ein Wunder an Tiefe

und voll einladender Landschaften. Jonas Wergeland sollte diesen Nachmittag niemals vergessen, als er auf der Terrasse im Inneren Østfolds saß und statt des Damms jenseits vom Rakkestadelven den Triumphbogen in Paris, die Cheopspyramide in Ägypten und den Zuckerhut in Rio de Janeiro sah. »Von Rakkestad aus konnte ich die ganze Welt sehen«, sagte Jonas Wergeland später.

Die Tante ist Missionarin gewesen, zuletzt auf Madagaskar, und als sie mit den Bildern fertig sind, erzählt sie ihnen nicht nur von Tananarive, sondern auch vom noch fernerem China, wo sie selbst gewesen ist, und von den mächtigen Flüssen dort. Sie sagt nicht sehr viel von der Mission selbst, denn sie weiß, daß Kinder keinen großen Sinn darin sehen, aber sie nimmt sie mit ins Haus und zeigt ihnen eine Karte, die im Wohnzimmer an der Wand hängt, und von allem, was Jonas an diesem Tag sieht und erlebt, brennt sich eben diese Karte am stärksten in sein Gedächtnis ein, eine Weltkarte, auf der Linien von Norwegen aus zu all den Orten auf dem Erdball führen, an denen norwegische Missionsgesellschaften ihre Tätigkeit ausüben, Stationen, die mit roten Stecknadeln markiert sind, und es sind wirklich nicht wenig Linien, die von Norwegen ausstrahlen und in einem roten Stecknadelkopf enden; Jonas hat den Eindruck, diese Linien führen in nahezu alle Länder der Welt, und er steht lange da und sperrt nur den Mund auf vor diesem Beweis der Verbreitung norwegischer Missionare, dem Gewimmel von Linien und roten Stecknadeln, als wäre Norwegen das Zentrum einer roten Sonne, die die ganze Welt erleuchtet. Und ab und zu rattert ein Zug vorbei, auf dem Damm jenseits vom Rakkestadelven, wie um darauf hinzuweisen, daß sie auch hier mit der ganzen Welt zusammenhängen.

In Rakkestad lernte Jonas, daß es ein Norwegen außerhalb Norwegens gab, und so sprengte er an diesem Tag in gewisser Weise zweimal den Raum – er brach nicht nur aus der Welt seiner Kindheit aus, er brach auch aus Norwegen aus. Und während er dort im Wohnzimmer stand und die Weltkarte mit all den roten Stecknadeln ansah, versuchte er zu begreifen, was er sich in dem Alter, in

dem er war, gedanklich natürlich nicht klarmachen konnte, aber auf dessen Bestätigung er einen großen Teil seines Lebens verwenden sollte: daß alle Länder die ganze Welt enthalten. Und daß die ganze Welt Norwegen enthält.

## *DIE WASSEROPER*

Wie also hängt ein Leben zusammen?

Jonas Wergeland sitzt schreckensstarr in einem Schlauchboot, auf schäumenden Stromschnellen unterwegs, während er auf die Felswände starrt, bedrohlich nah, und auf Wellen, die um sie herum hochschießen, wie Dynamitexplosionen, ein so beängstigendes Erlebnis, daß er sich selbst verachtet, tief und von Herzen, denn obwohl er gern reist, haßt er es, sich Gefahren auszusetzen, Abenteuerer, Draufgänger zu sein; ein Löwe, zum Beispiel, ist etwas, das er aus einem hohen Safariauto mit Vierradantrieb sehen will, zusammen mit fotografierenden Deutschen, und absolut nicht, wenn er mit einem Gewehr in der Hand durch den Busch schleicht.

Nicht, daß die Reise nicht organisiert gewesen wäre, das Ziel hatte er vor allem deswegen gewählt, weil es einer der wenigen Orte auf der Weltkarte war, wo er keine rote Stecknadel plazierte hatte, um eine Form persönlicher Eroberung zu kennzeichnen, aber auch, weil er glaubte, das Majestätische des Ortes könne ihn in der letzten Phase der Vorbereitungen für das neue Projekt inspirieren. Und Jonas fühlte sich sofort wohl, war gern hier, mitten in dem, was vor gut hundert Jahren ein weißer Fleck auf der Karte war, das heißt, auf der Karte der Europäer, an einem Ort, der nach einem weißen Entdeckungsreisenden benannt ist und der – das ist jedem klar – eines Tages einen anderen Namen tragen wird. Es war Nefertitis Großtante, die zum erstenmal von Livingstone erzählt hatte – Livingstone mit der Bibel und der Medizintasche, Livingstone mit der Narbe von einem Löwen am linken Arm, Livingstone, der lebende Stein, der Beweis dafür, daß sich alles bewegt, auch Steine,

Livingstone, der ins finsterste finstere Afrika reiste, einen Anlauf nahm, sich hineinstürzte und die dampfenden und donnernden Victoria Falls fand, die damals selbstverständlich nicht Victoria Falls hießen, einen Wasserfall von beinahe undenkbaren Ausmaßen mitten in einem der weißesten Flecken der Karte, woraus man lernen kann, daß man immer etwas finden wird, sogar etwas Grandioses, wenn nur Ziel und Verwegenheit groß genug sind.

Der Beginn des Aufenthaltes war dann auch sehr gelungen gewesen, Jonas hatte es wirklich zu schätzen gewußt; das Hotel mit dem fremdartigen Kololo-Namen, die Natur, das Klima und nicht zuletzt der Anblick des gewaltigen Wasserfalls ergaben zusammen genau den Hintergrund, die Verheißung, die er brauchte, als er auf der Terrasse saß, mit dem Tosen der Fälle in den Ohren, einen Sun-downer in der Hand und einen Notizblock auf dem Schoß, und an seinem ambitionierten Projekt *Groß denken* polierte.

Genau in einer solchen Dämmerstunde, als Jonas meditierend auf der Hotelterrasse saß, kam Veronika Røed, Sir Williams Tochter, als wäre es das Natürlichste von der Welt, in einem erlesenen Blickfang von Kostüm hereinspaziert, strahlend schön, *zu* schön, und grüßte, als befänden sie sich auf der Karl Johans gate in Oslo. Das Ganze war so zufällig und hatte so verhängnisvolle Konsequenzen, daß es diesen melodramatischen Zufallsbegegnungen glich, auf die man in Opern zurückgreift. Denn selbstverständlich war es Veronika Røed, die Journalistin, bereits bekannt für ihre kühnen und originellen Features aus fernen Kontinenten, die nach den einleitenden Phrasen zum Thema Warum und Wie, vermischt mit den letzten Neuigkeiten über die Familie, Jonas gefragt hatte, ob er nicht bei der Schlauchbootfahrt den Sambesi hinunter mitmachen wolle, die sie, das heißt, Veronika Røed und ihr Fotograf, ein undefinierbarer Typ mit Pilotenbrille und einer Art paramilitärischer Uniform mit massenhaft Taschen, für den nächsten Morgen geplant hatten. Und in einem Anfall von Neugier und Übermut, vielleicht auch Feigheit, hatte er ja gesagt.

Und nun sitzt er da und bereut, zu spät, und begreift, daß sie doch sein Tod sein wird, sie, Veronika Røed, daß ihr schließlich gelingen

wird, was sie wiederholte Male schon versucht hat: ihn umzubringen. Jonas denkt einen Augenblick an eine Frau und ein kleines Kind, doch der Gedanke wird weggefegt, vom Strom, von den Schaumwirbeln mitgerissen, zusammen mit den Gedanken über das Ziel der Reise, Kräfte zu sammeln, sich eine Perspektive zu verschaffen vor der Kraftanstrengung seines Lebens, und nun sitzt er da, klatschnaß, und klammert sich an ein Tau, gefangen in etwas vollkommen Engem, in einem klaustrophobisch schmalen Korridor aus schwarzem Basalt ohne Abzweigungen, ohne eine Möglichkeit zu dem, wonach er sein Leben lang gestrebt hat: einen anderen Weg wählen, einen Abstecher machen, kreuz und quer gehen zu können, denn hier geht es geradeaus vorwärts, so schnell wie möglich von A nach Z, und er weiß, daß er sterben wird, ebenso absurder-, ironischerweise, als wäre Nansen gestorben, während er sich auf die Fahrt quer durch Grönland vorbereitete.

Sie sind unterwegs zu einer sogenannten a-b-c-Schnelle, einer Stromschnelle in drei Etappen, und der Ruderer brüllt Jonas und Veronika und dem Fotografen zu, sie sollten schneller das Gewicht verlagern, wenn er Bescheid sagt. Jetzt geht es gefährlich schnell, das Boot schaukelt und zittert, Jonas fühlt sich wie inmitten eines Orkans, eines unaufhörlichen Donnerns, fummelt an der Schwimmweste herum, die nicht besonders zuverlässig wirkt, worauf auch eine nervöse Person am Ufer wiederholt hingewiesen hatte; Jonas spürt, wie sein eigenes Adrenalin ebenso stark strömt wie das Wasser rundherum, es riecht nach Wasser, Feuchtigkeit, Wasser an warmem Fels, es riecht nach Schweiß, vom Mann an den Riemen, von allen, oder von der Felswand selber, es spritzt ununterbrochen, alle sind tiefend naß, um sie tost es, weißer Schaum vor schwarzem Fels, ein alles übertönendes Donnern, ein Applaus aus der Hölle.

Und dann passiert das, was merkwürdigerweise, trotz der Gefahren und der Tollkühnheit und, lassen Sie mich hinzufügen, Idiotie, auf diesen Fahrten fast nie passiert: Ein Mensch fällt ins Wasser, ganz oben im mittleren der drei beinahe zusammenhängenden



Fälle, und es ist nicht Jonas Wergeland, der eine Sekunde lang ungläubig konstatiert, daß nicht er es ist. Das Unglück geschieht dadurch, daß sie eine der Wellen falsch treffen, so daß das Boot zur Seite gekippt wird wie von einer Riesenhand.

Eine perverse, ausgedehnte Sekunde lang, während er sich am Tau festkrallt und diesen Menschen, der über Bord geschleudert wird, sieht, ja, betrachtet, wie das Gesicht der Person, in der Luft, im Schock erstarrt, wie ihre Gliedmaßen sich spreizen, denkt Jonas daran, welche enormen, ganz unfassbaren Kräfte im Wasser verborgen liegen.

Am Tag zuvor hatte er oben an den Victoriafällen gestanden, an der Kante vor der langen, schmalen Schlucht, am Knife Edge Point, ein Felsen, ebenso unheimlich, wie der Name besagt, und die fast zwei Kilometer breiten Wassermassen bewundert, die in die Tiefe stürzen, während er ausgerechnet das Gefühl hatte, vor einer gigantischen Orgel zu stehen, vielleicht aufgrund des gewaltigen Dröhens und des nahezu physischen Drucks in der Brust von der Wand aus Wasser.

Er machte rasch eine Skizze im Notizbuch, wobei er vor allem versuchte, die Bewegung im Fall des Wassers einzufangen – eine schwierige Aufgabe, weil die Dusche aus Wassertropfen unaufhörlich das Papier befeuchtete –, als ein Afrikaner ihn ansprach und höflich fragte, ob Jonas Norweger sei, während er gleichzeitig auf die Tragetasche zeigte, in der Jonas das Hemd und einen Fotoapparat hatte und die, ganz zufällig, aber recht passend vor einer Felswand mit Wasser, von Steen & Strøm war – wahrscheinlich war es das Ø, das den Afrikaner mißtrauisch gemacht hatte.

Der Mann, der mit seiner Familie zusammen war, alle auffallend gut gekleidet, die Frau mit hochhackigen Schuhen, stellte sich umständlich vor und erzählte, er sitze in der Leitung von Zesco, Zambia Electricity Supply Corporation, und nachdem sie ein paar einleitende Phrasen ausgetauscht hatten, die verrieten, daß Jonas einem hochgebildeten Menschen gegenüberstand, fragte der Sambier, nicht wenig stolz, ob Jonas in Kafue gewesen sei, und da Jonas

zur Verblüffung des Mannes nicht in Kafue gewesen war, auch absolut nichts darüber wußte, erzählte dieser recht ausführlich von den sechs Turbinen, die das norwegische Unternehmen Kværner Brug für das hiesige Kraftwerk geliefert hatte.

»Ich war in Norwegen«, sagte der Mann, als wollte er Jonas zuliebe das Thema wechseln, und zeigte wieder auf die Tragetasche. »Ich war bei einem Sonnenfest. Ich dachte, die Leute in Norwegen sind Christen?« lachte er.

Jonas begriff nicht, wovon er redete.

»Jemand hat mir von Odin erzählt«, sagte der Mann.

»Das ist lange her«, sagte Jonas.

»Das ist eine Lokomotive«, sagte der andere.

Jonas begriff noch immer nichts.

»Ich war in der Oper in Rjukan«, sagte der Mann.

»Sie müssen sich irren«, sagte Jonas, »es gibt keine Oper in Rjukan.«

Der Sambier wurde allmählich beleidigt, glaubte, Jonas halte ihn zum besten, doch als er es genauer erklärte, begriff Jonas den Zusammenhang. Der Mann war Mitte der siebziger Jahre in Oslo gewesen, bei Kværner, zusammen mit einem schwedischen Berater, um die Lieferungen nach Kafue und Sambia zu überprüfen, und in diesem Zusammenhang hatte ihn ein gastfreundlicher und kosmopolitisch eingestellter Norweger in seine Hütte bei Rjukan eingeladen. Im Laufe dieser denkwürdigen Tour, noch dazu im März, sah der Sambier unter anderem das Kraftwerk von Såheim, im Volksmund Opernhaus genannt, das heißt, die alten, aus Granitblöcken gebauten Turmgebäude, und derselbe selten warmherzige norwegische Ingenieur hatte dem ausländischen Gast auch von Odin erzählt, einer der kleinen Dampfloks, die auf der steilen Nebenstrecke von Rjukan zur Vemork-Anlage benutzt wurden. »Von allem, was ich in Norwegen erlebt habe, hat mir aber nichts so sehr imponiert wie Samuel Eyde«, sagte der Sambier begeistert, wirklich mit Wärme, während er neben Jonas am Knife Edge Point stand, in der Dusche aus Wassertropfen von den kolossalen Victoriafällen. Er

habe eine Statue von Sam Eyde in Rjukan gesehen, sagte er, und der norwegische Ingenieur hatte von diesem vorausschauenden Norweger erzählt, der so klar erkannte, welche Möglichkeiten die Wasserkraft für den Ausbau der norwegischen Wirtschaft enthielt, und der mit der Zeit auch ein Werk der Schlüsselindustrie gründete, Norsk Hydro.

»Schade, daß Sam Eyde kein Afrikaner war und nicht vor hundert Jahren hier angefangen hat«, sagte der Sambier mit einem kleinen Lächeln und lieferte damit eine der wichtigsten Repliken, die Jonas in seinem erwachsenen Leben hören sollte. »Vielleicht hätte die Geschichte dann ganz anders ausgesehen.«

Der Mann ging mit seiner Familie weg, Jonas aber blieb noch stehen und dachte darüber nach, was der Afrikaner gesagt hatte, und zwar nicht so sehr über Kværners Turbinen in Kafue – daß er nichts davon gewußt hatte, ein Stück norwegischer Ingenieurkunst mitten in Afrika – oder ein Industriegebäude in Norwegen, so schön, daß es Oper genannt wurde, was sich vielleicht dadurch rechtfertigen ließ, daß das Singen der Turbinen wie eine Oper klang – nein, Jonas Wergeland dachte über den Namen Sam Eyde nach, einen Namen, den er zwar schon gehört, dessen Bedeutung er aber im Grunde nicht begriffen hatte. Einen Augenblick war der Name so bedeutungsvoll, daß ihm war, als fände er ein abgeschlagenes Glied wieder, etwas, das ihm gehörte, das er verloren hatte, einen Finger, eine Hand. Eyde. Wasser. Eyde und das Wasser. Das Wasser als Oper. Das Wasser als Arbeit, eine ganze Fabrik. Und jetzt ist er selber mitten in den stürzenden Wassermassen, mitten in den unbeschreiblichen Kräften, die ein ganzes Land beleuchten könnten, oder mitten in der Oper, denkt er, denn das hier ist wie ein Walkürenritt, um nicht zu sagen reine Seifenoper. Die ganze Geographie um sie, der Schacht aus Fels, der Schimmer von Bäumen zweihundert Meter über ihnen, erinnert auch an eine Kulisse, ist irgendwie zu theatralisch, zu verschwenderisch, um zur Wirklichkeit zu gehören.

Es ist Veronika Røed, die aus dem Boot gekippt ist, die vergessen hat, sich festzuhalten, als sie ganz oben in der mittleren Strom-

schnelle in die Welle hineinstießen. Sie hatte vermutlich dagesessen und über eine Schilderung dieser tollkühnen Fahrt für die Zeitung nachgegrübelt, nach einer Metapher gesucht, etwas in der Art wie ›Rettingsboot auf einer Bobbahn‹.

Veronika Røed ist, trotz einer Art Waffenstillstand, eine lebenslange Feindin, und darum kann Jonas nicht umhin, mitten in seiner eigenen Angst, einen Anflug von Schadenfreude zu empfinden, als er die Frau und ihren staunenden Gesichtsausdruck sieht, während sie hoch- und hinausgeworfen wird, in einem Bogen, mit gespreizten Gliedmaßen, als wäre das die Rache, die er selber ausgebrütet hat, ein grausamer und komplizierter Anschlag, der auch zur Folge hat, daß er etwas unternehmen muß, das er sonst niemals gewagt hätte. Doch selbst jetzt, während er auf einer bösen Ebene seines Bewußtseins jubelt, kann er nicht umhin zu sehen, daß sie von den brüllenden Wassermassen augenblicklich hinuntergezogen wird, so lange, daß ihr die Luft wegbleibt, und offensichtlich ist sie völlig erschöpft, als sie, dank der Schwimmweste, auf dem Weg die Stromschnelle hinunter zwischendurch im Schaum auftaucht.

Dann kommt es zu einer weiteren Dramatisierung. Ganz unten in den Stromschnellen, in einer kleinen Biegung, während die Leute durcheinanderschreien, ohne daß irgend jemand irgend etwas hört, und im selben Augenblick ihr eigenes Boot, das das letzte im Konvoi ist, unerbittlich zum nächsten Wasserfall hingezogen wird, treibt Veronika Røed in einen Wirbel, und obwohl sich der Mann an den Riemen verzweifelt bemüht, auch ungläubig und wütend angesichts einer verdammten Touristin, die sich nicht festhalten kann, das Boot gegen den Strom zu manövrieren, zu ihr oder wenigstens zum Land hin, sehen alle, daß es sie hinausziehen wird, und niemand kann sagen, was dann mit Veronika Røed geschieht, die in diesem Wirbel gefangen ist und außerdem so wirkt, als würde sie jeden Augenblick das Bewußtsein verlieren.

Es sind noch sechs Personen an Bord, und Jonas weiß, jemand muß springen, sofort, und fragt sich, wer das sein wird, während er gleichzeitig, sozusagen im peripheren Gesichtsfeld, nach etwas

Ausschau hält, einem Zeichen, er hat keine Ahnung, wonach, weiß nur, irgend jemand muß springen, und er weiß, er muß das sein, er muß hinaus, um seine schlimmste Feindin zu retten, einen Menschen, den er im Grunde zutiefst verachtet, sie und ihre ganze Familie und alles, wofür sie stehen. Jonas kann nicht mehr denken, ihm ist übel, übel bis ins Zentrum der Seele, übel vor Angst, übel vor Unentschlossenheit, übel vor Entrüstung darüber, in diese einzigartig knifflige Situation verwickelt zu sein, eine mörderische Erpressung mit nur einer Alternative.

Jonas Wergeland springt ins Wasser, merkt, wie er augenblicklich hinuntergezogen wird, denkt tief in seinem Inneren, irgendwo, daß das Ganze zu perfide ist: Sie schafft es also doch, denkt er, indem sie sich selber opfert, stirbt, um ihn hinauszulocken, daß auch er stirbt, mitten im schwärzesten Afrika.

### *RATTUS NORVEGICUS*

Onkel William, oder Sir William, wie ihn alle in Jonas' Familie nannten, aufgrund seiner unheilbaren Schwäche für teure Blazer und leuchtende Seidenhalstücher, war in Afrika gewesen, was zu erwähnen er nie vergaß, als wäre das ein Alibi für ein Verbrechen, wonach ihn niemand gefragt hatte. Während des ereignisreichen und im Familienkreis häufig erwähnten Abendessens, bei dem Jonas zusammen mit seiner Schwester Rakel Vorkehrungen getroffen hatte, Sir William zu vergiften, benutzte der letztgenannte die Gelegenheit, schon als sie sich zu Tisch setzten, nachdem er zunächst ein paar ziemlich unbescheidene Willkommens-Whisky-Sodas in sich eingegossen hatte, zu sagen: »Hab ich dir erzählt, kleiner Bruder, daß ich schon mal Haile Selassie guten Tag gesagt habe?«

Der ›kleine Bruder‹ war identisch mit Haakon Hansen, Jonas' Vater, der eben vom Klavier aufgestanden war, nachdem er ein hübsches kleines Präludium zum Essen improvisiert hatte, auch um Sir Williams Unzufriedenheit über den billigen Whisky zu dämpfen. Er

lächelte nur zurück, nicht ganz ohne Sorge, da es trotz allem sein Bruder und dessen Kinder waren, die sie mit einem ihrer sehr seltenen Besuche beehrten. Jetzt wartete er nur noch auf den ewigen Refrain des Bruders: »Ich hab nie verstanden, daß ein eingefleischter Heide wie du nicht Konzertpianist geworden ist, dann hättest du wenigstens ein bißchen Geld verdienen können.«

Doch der blieb aus, denn Sir William hatte mehr als genug damit zu tun, über Haile Selassie zu dozieren, als wäre er der größte Äthiopien-Experte der Welt, ein persönlicher Freund des Kaisers, und selber Zeuge gewesen, wie die schwächliche, magere Majestät auf ihrem täglichen Morgenspaziergang die Löwen und Leoparden sowie den Schwarzen Panther fütterte. Sir William hatte insofern einen glänzenden Vorwand für das Thema des Abends, als der Kaiser gerade gestorben war, in Hausarrest in seinem Schloß. »Weißt du noch, wie wir Addis Abeba besucht haben, Veronika«, sagte er, zur Tochter gewandt, »und die St. George-Kathedrale, wo Haile Selassie gekrönt wurde?«

Veronika antwortete irgend etwas Nichtssagendes oder Ergänzendes, wobei Sir William sowieso nicht zuhörte. Veronika, hübsch, beinahe zu hübsch, und gleichaltrig mit Jonas, hatte gerade an der Institution angefangen, die die Grundlage für ihre aufsehenerregende Karriere legen sollte: an der Journalistenhochschule.

Der Onkel fuhr fort, über Haile Selassie zu dozieren – über sein fabelhaftes Gedächtnis und seine Dankbarkeit loyalen Untergebenen gegenüber –, und Sir William erkennt begeistert, daß er ein perfektes Thema gefunden hat, um die Versammlung zu dominieren, tatsächlich ein besseres Thema als die Finessen des letzten Mercedes, den er gekauft hat, oder die Begegnungen mit dem Ministerpräsidenten, also redet er sich über Haile Selassie warm, ermuntert dadurch, daß ihn niemand unterbricht, hebt mit einer längeren Darstellung an, wie der Kaiser der Invasion Mussolinis getrotzt habe, und wird danach immer eifriger, erinnert an halbschlechte Schauspieler, die nie eine große Rolle bekommen und darum in jeder Gesellschaft ihren Gewinn daraus ziehen, daß sie diese zur Bühne

erheben, wo sie in langen Monologen laut und prahlend einen ganzen Abend reden können, unterbrochen nur von ihrem eigenen Gelächter.

Die Brüder Grimm, die nicht mit in Afrika gewesen waren, saßen einander in tadellosen, beinahe identischen Anzügen gegenüber und verliehen dem Tisch eine seltsame Symmetrie. Sie hießen Preben und Stephan, und Jonas erinnerte sich mit Grausen an die fortwährenden Ermunterungen des Onkels, wenn sie als Kinder auf Hvaler zusammen Ferien machten, ob man nun tauchte, fischte oder Fußball spielte: Prima, Preben! Super, Stephan! Rakel nannte sie die Brüder Grimm, weil sie so häßlich waren und weil sie einmal ein phantasievolles Puppenhaus, das sie besaß, kaputt gemacht hatten – Rakel verzieh niemandem, der ein Märchen ruinierte.

Die Brüder Grimm sagten weiter nichts, selbst diese beiden eingeleichteten Egoisten wurden zu Statisten, wenn Sir William anwesend war. Sie mußten sich damit begnügen, zu lachen oder kleine Kommentare einzuflechten, wenn sie nicht gerade schlicht und einfach die Rückseite des Bestecks studierten, nach dem Stempel suchten, oder sich vielsagend wegen der billigen Kristallgläser zugrinsten. Die Brüder Grimm waren knapp dreißig, aber immer noch Kinder, eine Tatsache, die auch zum Teil erklärte, warum sie die ersten waren – damit meine ich, wenigstens ein Jahr, bevor es Allgemeingut wurde –, die Mobiltelefone, Piepser, tragbare Computer, Time Manager, Fax, Yuppiejeps und so weiter hatten. Fix und Fax AG, wie Rakel sagte, wenn sie vom Geschäft der Brüder Grimm sprach.

Sie saßen im Esszimmer in ihrem neuen Einfamilienhaus. Die großen Fenster gingen auf den Bergensveien und die Stadt und einen Septembertag mitten in den siebziger Jahren. Vor dem Essen waren Sir William und seine drei Kinder im Haus herumgeführt worden, das wirklich etwas ganz anderes war als die Drei-Zimmer-Wohnung in einem der niedrigen Blocks jenseits der Straße – nur das Bild im Bad, Theodor Kittelsens »Schloß Soria Maria«, war dasselbe. Sir William hatte sich neugierig umgesehen, war sogar mit dem Finger über das Kaminsims gefahren, nur um, mit deutlicher Mißbilligung,

Åse und Haakon Hansens entspannte Beziehung zur Hausarbeit zu konstatieren – er selbst hatte nach seiner Scheidung eine Haushalts-hilfe eingestellt. Hier und da klopfte er an die Wand oder bewun-derte das feine Zusammenspiel von Holzwerk, Ziegeln und persi-schen Teppichen, letztere ein großzügiges Geschenk von Tante Laura, die ansonsten die Einladung zum Abendessen auf das ent-schiedenste abgelehnt hatte. Selbst jetzt, während er den Monolog über den Kaiser von Äthiopien unverdrossen fortsetzte, Behaup-tungen hinwarf, die niemand kontrollieren konnte, wanderte Sir Williams Blick im Raum umher, über die sorgsam ausgewählten Eßzimmermöbel aus Kiefer, als wollte er nicht glauben, was er sah, daß der kleine Bruder endlich ein eigenes Haus hatte.

Jonas stocherte auf dem Tischtuch herum und guckte aus dem Fenster, während sich der Onkel in einer langen Geschichte über Haile Selassies Reformen und Bautätigkeit verhedderte, da er die Sache so darstellte, als hätte die schwächliche Majestät halbwegs eigenhändig Äthiopien aus der Steinzeit ins 20. Jahrhundert gehievt, obwohl Sir William nur zu gut wußte, daß der Kaiser ein Despot von Rang war, der sich mit allen Mitteln an die Macht klammerte und ungeheure Geldsummen auf Konten bei ausländischen Ban-ken hatte, während das Land darniederlag und die Bevölkerung Sand aß. Plötzlich wendet sich der Onkel der Gastgeberin zu: »Übri-gens, wo ist deine Mutter, Åse?« sagt er unschuldsvoll. »Spielt sie immer noch Krieg in der Oscars gate?« Die Brüder Grimm genie-ßen die Frage sichtlich. Sir William spielt auf Jonas' Großmutter an, die in langen Phasen ihres Lebens Winston Churchill gewesen ist.

Die Mutter läßt sich nichts anmerken, sitzt nur mit ihrem schie-fen Lächeln da, als wüßte sie jetzt, wie sonst auch, etwas, was von den anderen niemand weiß. Tatsächlich weiß sie die mangelnde soziale Intelligenz des Schwagers zu schätzen, nicht zuletzt deswe-gen, weil seine unhöflichen Repliken oft für mehrere Wochen die Grundlage unterhaltsamer Gespräche mit ihrem Ehemann sind.

Jonas empfand es entsprechend. Etwas an der kreativen Giftig-keit des Onkels faszinierte ihn, diese Fähigkeit, sich einen ganzen



Abend lang über Haile Selassie als genialen Diplomaten zu verbreiten, nur um die anderen daran zu hindern, zu Wort zu kommen, mit anderen Worten, eine Machtausübung zu demonstrieren, die ganz auf der Linie des alten Kaisers lag.

Rakel hingegen hatte genug vom Onkel und sich daher entschlossen, ihm das Maul zu stopfen, eher ein Versuch, um zu sehen, ob es überhaupt möglich wäre. Sie hatte einen Plan ausgeheckt, und Jonas hatte nichts dagegen, mehr aus Prinzip denn aus Haß. Rakel meinte, der Onkel könne schließlich einmal seine eigene Medizin probieren: Gift. Als Rakel jetzt in der Küchentür erschien, umgeben von intensiven Düften, war daher nur den beiden, Schwester und Bruder, klar, daß der Abend, bestenfalls, anders enden würde, als der Onkel es ahnte.

Schüsseln und Platten kamen auf den Tisch, so daß Sir William gezwungen war, seinen Redefluß einzudämmen, eine Mischung aus Geschichten über Äthiopien, über die Intrigen, die den Kaiser leider im Jahr zuvor um den Thron gebracht hatten, und Sticheleien über norwegische Radikale, die von Afrika keine Ahnung hätten, vor allem auf Daniel gemünzt, Jonas' ein Jahr älteren Bruder, oder den Roten Daniel, wie er damals genannt wurde. Der Bruder hatte jedoch, aus Schaden klug geworden, dafür gesorgt, daß er an diesem Sonntag nicht da war, außerdem haßte er »diese kleinbürgerlichen Veranstaltungen«.

Rakel hatte sich Mühe gemacht mit dem Essen, Rinderfilet in Blätterteig mit Pilzfüllung. Sir William schmatzte lautstark und zufrieden bereits beim Anblick der schweren Platte, und Rakel warf Jonas einen ermunternden Blick zu, bevor sie begann, den Pieteig aufzuschneiden, und den Inhalt offenlegte, abwechselnd Rinderfiletscheiben und Pilzfüllung – letztere selbstverständlich das Wichtigste. Rakel ließ die Salatschüssel herumgehen, erbat aber von den Gästen die Teller, um sie mit Fleisch zu bedienen, so daß sie darauf achten konnte, daß der Onkel die entsprechende Portion Pilze bekam. Falls alles nach Plan ging, würde er nach einer Weile an anderes zu denken haben, als wie ein Kaiser am Tischende zu thronen

und giftige Äußerungen auszuteilen. Im Grunde war es nur Buddha, dem die Sticheleien erspart blieben. Buddha saß einfach da, mit seinem unergründlichen Lächeln, gleichsam erhaben über die verbalen Tumulte rundherum. »Ich erinnere mich, wie unglaublich billig das Rinderfilet in Nairobi war«, sagte Sir William, nachdem er das Essen probiert hatte. »Fast umsonst – und so wunderbar. So gutes Fleisch kriegen wir nie wieder.«

Wenn ich mich bei Sir William und seinem bemerkenswerten Charakter so lange aufhalte, dann selbstverständlich deswegen, weil dieser Mann in Jonas Wergelands Leben eine wichtige Geschichte verkörpert. Denn Sir William ist nicht nur ein Onkel, Sir William ist Norwegen. Sir William ist Norwegen, verkleidet in teure Blazer und leuchtende Seidenhalstücher, ein neureicher Emporkömmling. Sir William war für Jonas der Einfallswinkel in wesentliche Teile der modernen Geschichte seiner Nation. Wenn also dort mit blauem Blazer und gelbem Seidenhalstuch der Onkel saß und ununterbrochen von Kaiser Haile Selassie redete, mit einem Ausdruck von Expertentum, Autorität und moralischer Unfehlbarkeit, saß da in Jonas' Augen gleichermaßen Norwegen und redete.

Sir William hatte drei Jahre lang in Kenia gelebt und gearbeitet, und gestatten Sie mir, mit diesem Ausgangspunkt, einen winzigen Diskurs über Norwegen einzuflechten. Ich bin, wie wohl mancher erraten hat, kein Norweger. Ich bin ein außenstehender Beobachter. Ich weiß trotzdem nicht, was ich sagen soll, damit es mir gelingt, einen Norweger aus seinem Gewohnheitsdenken hinsichtlich der Geschichte seiner Nation herauszureißen, doch ich könnte vielleicht sagen, daß Norwegen und sein plötzlicher Wohlstand in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts tatsächlich in einigem an die Niederlande erinnern mag – auch diese ein kleines Land an der Nordsee – und ihre nahezu unbegreifliche Blütezeit im 17. Jahrhundert. Im Gegensatz zu den Niederlanden aber hat Norwegen ohne – und das ist ein Wunder – militärischen Einsatz die Früchte der übrigen Welt an sich raffen können, so daß seine Bewohner, nahezu unsichtbar für die internationale Gesellschaft, es sich in aller Ruhe

gutgehen lassen können mit den Reichtümern, die ins Land geströmt sind und die sie selber sozusagen nur bearbeitet haben, nicht sehr viel anders als eine Ratte, die zufällig als blinder Passagier mit auf ein Schiff kommt, das vollbeladen ist mit Lebensmitteln. In Parenthese könnte ich bemerken, daß Norwegen, vielleicht gerechtere Weise, im Zusammenhang mit diesem materiellen Überfluß keine kulturelle Blüte erlebt hat, wie es in den Niederlanden der Fall war, und es nützt auch wenig, daß irgendein überspannter Schreiberling Jonas Wergeland einmal als den Rembrandt seines Mediums charakterisiert hat, aufgrund des innovativen Farbgebrauchs und der Flut von Details.

Ich möchte mit anderen Worten einen Standpunkt verfechten, der das *Glück* als grundlegenden Faktor in der norwegischen Geschichte des 20. Jahrhunderts annimmt, und wenn ich Glück sage, denke ich nicht nur an diesen Zufallstreffer, der eine Nation so in Raum und Zeit plaziert, daß sie ganz unerwartet ein Goldenes Zeitalter erlebt – ich meine auch die Art von Glück, die bewirkt, daß man Verbrecher sein kann, ohne dafür bestraft zu werden, Verbrechen ohne Strafe, um einen der großen Schriftsteller Rußlands leicht abzuwandeln. Und ich habe mich gefragt – nehmen Sie das freundlicherweise im besten Sinne, als Arbeitshypothese –, ob nicht gerade diese Art von Glück, oder Verdrängung desselben, die Norweger zu einem Volk so ausgeprägt verwöhnter Kinder gemacht hat, daß sie auch eine der wichtigsten menschlichen Dimensionen total verloren haben: die Sensibilität für das Tragische.

Sir William war an der NTH ausgebildeter Diplomingenieur und die Inkarnation eben dieser Mischung aus Glück und Verbrechen, dessen, was man das Gustav-Gans-Syndrom nennen könnte. Mitte der sechziger Jahre unterschrieb er nämlich einen Vertrag als sogenannter Experte, um an dem ökonomisch äußerst lukrativen Projekt teilzuhaben, das unter dem Namen, um nicht zu sagen Decknamen, norwegische Entwicklungshilfe fungierte und das gerade angelaufen war. Sir William gehörte also zur ersten Generation von Norwegern, die als gewöhnliche Norweger hinausreisten und so

reich heimkehrten - Entwicklungshilfe zur Selbsthilfe, wie Raket sagte -, daß man sofort ein besseres Auto anschaffen und ein größeres Haus bauen konnte, letzteres auch, um Platz für all die großen Zebrafelle und Teppiche zu schaffen, all die Truhen, Waffen, Halsbänder aus Löwenklauen und ausgestopften Babykrokodile, die Trommeln und Steinfiguren, ein ganzes Afrika reduziert zu Nippes, als wäre der Aufenthalt eine einzige lange Safari gewesen, mehrjähriger bezahlter Tourismus. Die Tätigkeit in Kenia hatte Sir William verdorben, obwohl er schon vorher Anzeichen von Snobismus aufgewiesen hatte, wie damals, als er den ursprünglichen Familiennamen mit dem Ortsnamen auf Hvaler vertauschte und dazu noch ein E einschob, Røed. In Afrika aber bekam er so recht den Sinn dafür, an der Spitze zu sein, materiell wie statusmäßig, hier konnte er wirklich den Genuß kennenlernen, zur Spitze der Gesellschaft zu gehören - daß die Leute sich vor dir verbeugen und Kratzfüße machen, in deinem eigenen Haus genauso wie im Büro. So war, als Sir William heimkehrte, ironischerweise von einer Anstellung, die der norwegische Staat ihm gegeben hatte, seine ganze sozialdemokratische Erziehung hinsichtlich Gleichheit und Verteilung der Güter so gründlich unterminiert, wie sie nur sein konnte. Das Phantastischste, weshalb Jonas den Onkel stets mit größter Aufmerksamkeit betrachtete, für den Fall, daß er unversehens einen Schlüssel zum Verständnis des Rätsels preisgab, war jedoch, daß dieser lange Aufenthalt in einem bettelarmen afrikanischen Land nicht mehr Demut und Dankbarkeit erzeugt hatte. Statt dessen konnte also Sir William dasitzen und reden, als ob er der größte Afrika-Experte der Welt wäre, oder er konnte seine Verachtung über Norwegen ausschütten, als wollte er Norwegen irgendwie seine hervorragende Infrastruktur und relativ gut entwickelte Demokratie absprechen, zugunsten einer schlecht regierten Diktatur kurz vor dem Zusammenbruch, nachdem sie Leuten seines, also Sir Williams, Kalibers solche paradisischen Privilegien verliehen hatte. Sir William kehrte nicht wie die Personen in Jonas Wergelands Fernsehserie *Großdenken* mental reicher heim, er kehrte mit Vorurteilen heim, noch

engstirniger – und dazu mit einem unbegreiflichen Moralismus, der in seinem Hauptzug darauf hinauslief, Mücken auszuseihen und Kamele zu verschlucken. Er konnte zum Beispiel nicht verstehen, ja, es lag wirklich außerhalb seines Begriffsvermögens, daß sein Bruder, Jonas' Vater, einen Beruf mit so bescheidenen Möglichkeiten, Geld zu verdienen, gewählt hatte.

Und aus diesem Grunde schloß er seine Auslassungen über Kaiser Haile Selassie nur widerstrebend ab, mit einer Art Prophezeiung, daß das künftige Äthiopien den Bach runtergehen werde, und ließ sich erst dann herab, dem Bruder zum neuen Haus zu gratulieren: »Fabelhaftes Haus, kleiner Bruder, fabelhaft«, sagte er, wobei er sich umsaß. Und obwohl Sir William fünfmal soviel verdiente und in einem Palast wohnte, gelang es ihm nicht ganz, einen weiteren Zug zu verbergen, den er im Umgang mit den anderen Ausländern in Kenia bis zum Perfektionismus entwickelt hatte: Mißgunst. »Aber wo zum Teufel hast du das Geld her?« sagte er. »Hast du eine Bank ausgeraubt? Oder bezahlen die Leute plötzlich dafür, daß du in ihre Kirchen Stimmung bringst?«

»Winston Churchill hat uns geholfen«, sagt Jonas.

»Nein, die Kunst«, sagt Haakon Hansen, während seine Hände nervös die Tischkante entlangflattern, als vermißten sie die Tasten. »Ich weiß, es fällt dir schwer, das zu begreifen, William, aber dieses Geld stammt aus der Kunst.«

»Die Lage ist auch nicht gerade die günstigste«, wirft einer der Brüder Grimm ein.

»Grorud drückt den Preis um mindestens eine halbe Million«, sagt der zweite.

Jonas' Mutter sitzt nur lächelnd da und schüttelt ein wenig den Kopf, als ob sie schockiert wäre, sich aber trotzdem vortrefflich amüsierte und sich diese Seance um nichts in der Welt entgehen lassen wollte.

Das Stichwort Kunst veranlaßte Veronika, die Cousine, das Gespräch auf eine Ausstellung zu bringen, über die zu diesem Zeitpunkt in der Presse heftig debattiert wurde, wodurch sich Sir Wil-

liam, nachdem er zunächst eine Grimasse über den Rotwein geschnitten hatte, bemüßigt fühlte, sein kulturelles Interesse zu beweisen und loszuposaunen, wie skandalös schlecht die betreffenden Gemälde seien, von einer Frau, während er in seiner Tirade gleichzeitig verriet, daß er die Ausstellung nicht einmal gesehen hatte.

Als der Onkel seine Gabel mit den giftigen Pilzen vollädt und in den Mund steckt, wozu Rakel schelmisch auf ihren Teller hinunterlächelt, fragt er, ob es, apropos, nicht so sei, daß Jonas diese Malerin kenne, ja, ob er nicht vielleicht sogar mit ihr zusammengewesen sei. »Wäre ja typisch für dich«, sagt er, zu Jonas gewandt, »du hattest ja nie irgendwelche Ambitionen.«

## DIE REISE ANS ENDE DER NACHT

Die Frau, auf die Sir William anspielte, hieß Dagny M., und Jonas war ihr eines Sonntags bei Katten, dem Badeplatz am Oslofjord, begegnet, nach seinem letzten Bad in jenem Jahr – Jonas Wergeland war bekanntlich ein eifriger Schwimmer. Er hatte auf dem kahlen Fels gesessen und über das Wasser geschaut, in eine seltsame Melancholie versunken, als er gewahr wurde, daß ihn jemand betrachtete, ja, *anstarrte*, und als er aufsah, senkte sie nicht den Blick, sondern starrte weiter, so intensiv, als ob sie sich seine Züge einprägte. Jonas registrierte gerade noch, daß sie rotblondes Haar hatte, und auf ihre Kleidung achtete er überhaupt nicht, typischerweise, da Jonas Wergeland an einem Menschen selten mehr als ein Punkt auffiel, und in Dagny M.s Fall waren das die Augen, das heißt, ihr durchdringender Blick. Sie hatte auch ein ungewöhnlich bewußtes Make-up aufgelegt, das die Aufmerksamkeit auf die Augenpartie zog, was insofern schon aufsehenerregend wirkte, als in den siebziger Jahren Schminke nicht gerade das war, dem Frauen in Dagny M.s Alter den höchsten Stellenwert beimaßen.

Jonas stand auf und ging hinauf zur Straße, zur Bushaltestelle, und merkte nichts, bevor sie neben ihm war. Er sah, daß sie auch

Nagellack und einen Lippenstift mit einer speziellen Farbe benutzte und daß sie keine grünen Augen hatte, wie man vielleicht hätte annehmen können und wie es später oft in der Presse stehen sollte, sondern blaue, sehr blaue, leuchtend blaue Augen. »Du mußt mit mir kommen«, sagte sie.

Erst jetzt, auf der Zufahrt hinauf zum Mosseveien, spürte Jonas das Signal, das er als so gut wie unfehlbar betrachtete: ein Schauer, der vom Steißbein aus langsam zum Nacken hinaufkroch, um dort, zwischen den Schulterblättern, ein kitzelndes Gefühl zu hinterlassen, als wäre ein Silberdraht im Rückgrat leicht erwärmt worden. Darum ging er auch sofort mit. Nein zu sagen wäre das gleiche gewesen, wie ein sehr kostbares Geschenk abzulehnen.

Sie nahm ihn mit in eine alte Schweizer Villa, die an der Anhöhe oberhalb der Straße lag, mit einer großartigen Aussicht über den Fjord. Sie wollte ihn schlicht und einfach malen, das heißt, als Modell benutzen. Jonas reagierte nicht darauf, daß sie Malerin war, doch er wäre vielleicht etwas überrascht gewesen, hätte er gewußt, wie berühmt sie eines Tages werden sollte, denn Dagny M. war ein äußerst seltenes Talent, revolutionär, und sollte für ihre grenzensprengenden Arbeiten im Laufe ihres Lebens viele lobende Worte ernten, sogar ausländische Orden, und viele meinten, sie allein habe die norwegische Kunst davor gerettet, völlig gleichgültig und provinziell zu werden, in einer Zeit, als die Beurteilung neuer norwegischer Kunst auch eher seltsam war, ein Umstand, den nicht zuletzt die peinlich moralisierende Aufnahme ihrer ersten Ausstellung bewies.

»Hast du etwas dagegen, dich auszuziehen?« sagte sie. Er zog sich aus, fragte nichts. »Den Slip auch«, sagte sie. Er zog den Slip aus, und Dagny M. studierte sein Geschlechtsorgan, lange, schamlos, mit einer Begeisterung, die sie in keiner Weise verbarg und die vollauf bestätigte, was eine von Tante Lauras Lieblingsmaximen war: Der Penis ist Kunst.

»Setz dich hierher«, sagte sie und zeigte auf einen Stuhl. Sie arbeitete etwa eine Stunde, intensiv. Jonas hatte den Eindruck, daß sie ihn kaum ansah, oder wenn sie ihn ansah, guckte sie eher zu seinem

Unterleib als zum Gesicht oder zum Körper sonst. Vom Stuhl aus konnte er aus dem Fenster sehen, in die Landschaft und auf den Fjord draußen. Das Licht begann zu schwinden. Er sah zu dem stillen Wasser hinunter, zwischen den Bäumen und Hausdächern, und er sah, wie das Ufer und Nesodden weiter hinten schöne Linien bildeten, eine Beobachtung, bei der er stutzte, da ihm nie zuvor eine Landschaft wegen ihrer Linien gefallen hatte.

»Komm in einer Woche wieder«, sagte sie mit dem Rücken zu ihm.

Und Jonas kam wieder. Sie wechselten nur einige wenige Worte, bevor er sich auszog und auf den Stuhl setzte. Sie malte intensiv, sah dann und wann auf, sah zu seinem Geschlechtsorgan. Er kam drei Monate lang jede Woche. Sie malte jedesmal intensiv. Er saß gern dort, obwohl er nicht begriff, warum sie so lange brauchte, um eine einzige Leinwand fertigzubekommen. Doch er genoß es, gemalt zu werden, es gab ihm ein gutes Gefühl, ungefähr so wie Haare schneiden. Es gefiel ihm zu fühlen, wie ihr Blick ihn traf, gefiel ihm, betrachtet, gewürdigt zu werden. Er sah auch gern aus dem Fenster, zu der Landschaft, den Bäumen und Hausdächern, dem Fjord draußen hin, den Linien, die sich bildeten, wo das Wasser auf das Ufer traf. Sie hörte immer auf, wenn das Licht verschwand, wenn die Wolken sich rot färbten und das Wasser ganz weiß.

Sie sagten wenig zueinander. Sie erzählte nichts von dem, was später in Biographien über sie herauskam, daß sie viel krank gewesen war, besonders als Kind, daß sie mit Angstproblemen, Nerven gekämpft, ein unstetes Leben überall in Europa geführt hatte. Sie malte nur, intensiv, während sie ab und zu aufblickte und sich von seinem Penis begeistern ließ.

Man konnte den Raum schwer ein Atelier nennen. Nur der Geruch verriet die Farbe, Tuben und Flaschen auf einem kleinen Tisch bei der Staffelei. Ansonsten war der Raum aufgeräumt und erinnerte eher an ein Büro, vielleicht ein Architektenbüro, wegen einiger schräggestellter Zeichentische und der Archivschränke mit schmalen Schubladen für Bildtafeln und Zeichnungen. Zeitweise gab einem der Raum ein Gefühl, als befände man sich auf einer



Kommandobrücke oder in einem Kontrollturm, nicht zuletzt der Aussicht wegen, und wegen einer gewaltigen, komplizierten Musikanlage, die unter den Fenstern am Boden stand, mit einer Reihe von Lämpchen. Zu Jonas' großer Freude hörte Dagny M. Opernmusik, wenn sie malte, und im Laufe dieser Monate lächelte sie nur ein einziges Mal, als Jonas plötzlich mitsang, aus vollem Hals, und zwar »De vieni alla finestra, o mio tesoro«, aus Mozarts *Don Giovanni*.

Es wurde Herbst und dunkler. Vor den Fenstern des Ateliers lag die Landschaft in einem weichen Mollton, wie Jonas es in Gedanken nannte. Er betrachtete weiterhin, mit ebenso großem wie neu-erwachtem Interesse, die tiefvioletten Farben draußen, die Kronen der Kiefern, die sich krümmende Uferlinie, ab und zu die Mondsäule im Wasser, als hätten sich seine Sehnerven verändert, während sie ihn malte. Die Wochen vergingen, und es hingen immer mehr Skizzen an den Wänden, Skizzen, die er nicht begriff, die er aber manchmal als Flugzeuge, Schneeburgen, Schiffsschrauben, solche Dinge, zu erkennen meinte, ab und zu nur vage Formen, die ihn raten, assoziieren ließen; ein Skarabäus, ein Lastwagen, eine Reihe Orgelpfeifen, eine Karikatur von Mao Tse-tung, Penisse in unterschiedlichen Formen. Die Skizzen bildeten schließlich einen Wandfries, wurden zu etwas Ornamentalem, einer Summe, die mit den Einzelbildern nichts zu tun hatte.

Eines Abends war sie fertig mit dem Bild. Draußen hing der Vollmond, und im Wasser des Oslofjords lag eine zitternde Säule aus Gold. Sie sagte nicht, daß sie fertig war, sie kommt einfach zu ihm und küßt ohne Umschweife, sie küßt ihn leidenschaftlich, vollkommen, ein solcher Kuß, daß sie im Dunkel verschmelzen, ohne Gesicht, ohne Mund, und er fühlt, ihr Kuß, ihre Zunge berühren etwas in seinem tiefsten Inneren.

Sie stehen im Dunkel und küssen einander, während sie ihn führt, wie in einem Tanz. Sie bleibt stehen, hält seinen Kopf zwischen den Händen. Draußen stehen schwarzblau die Kiefern. Sie ist ebenso groß wie er, beugt sich vor und küßt ihn in den Nacken, lange, hüllt ihn in ihr Haar ein, küßt ihn, beißt ihn leicht.

Sie holte eine Matratze hervor, rollte sie aus und entkleidete sich, bevor sie ihn resolut hinlegte, während er gleichzeitig spürte, wie vorbereitet er dennoch war, wie bereit, als hätte sie, indem sie ihn malte, ihn mental dafür geöffnet, geliebt zu werden. Und Dagny M. sollte ihn wirklich lieben, sie steckte ihr Haar auf, mit zwei Pinseln, auf japanische Art, und setzte sich rittlings auf ihn. Sie war naß, hatte über drei Monate feuchte Geilheit angesammelt und ließ sie jetzt auf ihn herabtropfen, begann, ihr Geschlecht über seinen Körper zu führen, als führte sie einen Schwamm und wollte ihn waschen. Jonas empfand es, als ginge sie, nachdem sie auf einer Leinwand gemalt hatte, dazu über, auf ihm zu malen, mit einem nassen Pinsel, eine Art Körperkunst, ihn zu dekorieren, mit seltsamen Bewegungen, hierhin und dorthin, gleichsam zeremoniell, als wollte sie ihn verändern, umschaffen oder dazu bringen, sich an etwas zu erinnern, etwas, das er nur einmal geträumt hatte. Dagny M. machte mit ihrem Geschlecht eine lange Reise über seinen Körper, ließ sich reichlich Zeit, legte Spuren, zeichnete Linien, ließ ihre Bewegungen einem Muster folgen, wiederholte es mehrere Male, zog das nasse Schamhaar über seine Schenkel, den Bauch, hinauf zu den Brustwarzen, ließ ihr Geschlecht über den ganzen Körper kreisen, seine Haut befeuchten. Jonas lag da und ließ sich langsam malen, in einen anderen Gemütszustand schwingen.

Dann führt sie ihn in sich ein, umschließt ihn, und Jonas registriert, mitten in seiner Erregung, daß sie eine typische Stuten-Yoni hat, eine Scheide, so herrlich, daß er, während sie sich im Dunkel lieben, anfängt, Farben vor sich zu sehen, kraftvolle Bilder, die trotzdem nur Farben sind, große Flächen, die aneinander vorbeiströmen oder Kombinationen eingehen, Farben, die er nie zuvor gesehen hat, als wäre er auf einer Reise zwischen Farben und Formen, in alle Richtungen zugleich, so daß er sich nur wünscht, daß die Reise andauern, daß Dagny M. ihn immer weiter lieben wird, ebenso leidenschaftlich, während das Dunkel von Farben glüht.

Er wurde aus dieser Empfindung, oder Erkenntnis, durch den Orgasmus herausgerissen, der sie zu schütteln begann, zunächst

sachte, dann stärker und stärker, jedenfalls unendlich weit jenseits aller Klischees vom Orgasmus, während gleichzeitig ihr Gesicht Überraschung verriet, fast Ungläubigkeit, als verstünde sie es selber nicht, den Genuß, die Kräfte, die ihren Körper durchströmten, oder als hätte sie geahnt, daß es so enden würde, am Ziel einer langen Reise, die ausnahmsweise selbst die optimistischsten Erwartungen übertraf, sie wagte aber dennoch kaum, die Empfindung anzunehmen, die überrumpelnde Freude, als diese erst einmal in ihrer ganzen Kraft da war. Und nachdem er selber wieder in gewisser Weise zu Bewußtsein gekommen war, ließ er sich das letzte Stück in die vorbehaltlose Hingabe hineingleiten, und hier, im Haus von Dagny M., mit Blick über eine dunkelviolette Landschaft, wo der Mond golden in die See tropfte, tat Jonas Wergeland etwas, das er nie zuvor getan hatte: Er schrie auf, laut, im Orgasmus, er schrie, umgeben von Wellenlinien in verschiedenen Farben, in übereinanderliegenden Schichten.

Obwohl sie nur dieses eine Mal miteinander schliefen, war es für beide ein grenzenversetzendes Ereignis. Dagny M. erlebte ein Begehren und eine Leidenschaft, wie sie sie später nie mehr kennenlernen sollte, ein Wohlgefühl, das begonnen hatte, als sie sich auf ihn legte, das sie erst lange, nachdem sie von ihm abgestiegen war, wieder losließ, eine Erregung und eine Wärme, die total neu waren und den Orgasmus auf einen nahezu überflüssigen Teil des Genusses reduzierten. Mancher wird vielleicht meinen, ich übertreibe, doch so war es gewesen, und so sollte es sein für die Frauen, die Jonas Wergelands – lassen Sie mich dies schon verraten – sehr ungewöhnlichen Penis umschlossen. Selbst die Erinnerung an diesen Beischlaf war etwas, das diesen Frauen Herzklopfen bereitete und sie benommen machte vor Lust, während sie gleichzeitig von einer unendlichen Sehnsucht erfüllt waren, so als hätte Jonas Wergeland eine Utopie begründet, von der sie in ihrem tiefsten Inneren wußten, sie würden sie nie wiederfinden.

Am Ende der langen Nacht, im Morgengrauen, zeigte sie Jonas das Bild, ein Bild, das ihn überraschte, weil es nur das Gesicht zeigte und weil ihn die Ausstrahlung des Porträts frappierte, als erkenne er

zum erstenmal, was für ein Charisma er besaß. Sein Gesicht sah aus wie eine Karte, in den Farben des Atlases, und mit Reiserouten, Linien, Spuren, ein Gesicht, das das ganze komplexe Netzwerk von Geschichten aufwies, aus denen sein Leben bestand und die zugleich viele der anderen Gesichter, die er besaß, enthielten, Farben übereinander, geheime Schichten, glimmend, funkelnd, Schichten, die er nicht begriff, nur spürte, und aufgrund seiner Fähigkeit, gute Kunst erkennen zu können, sah Jonas augenblicklich, daß es ein gutes, ja, meisterliches Bild war.

»Warum mußte ich dir nackt sitzen?« sagte er.

»Weil das Gesicht ein Teil des Körpers ist«, sagte sie.

Nur wenige Tage später empfand Jonas eine unwiderstehliche Lust zu zeichnen. Er hatte schon früher gezeichnet, doch nur sporadisch. Und schon, als er den Bleistift zur Hand nahm, merkte er, daß etwas anders war; er spürte Möglichkeiten in sich, die neu waren, der Bleistift selbst lag besser zwischen den Fingern, als hätte Jonas das sein Leben lang getan. Und als er den ersten Strich aufs Papier zog, sah er, daß schon dieser Strich etwas ganz anderes war als das, woran er sich erinnern konnte; sicher, wichtig, ja, kreativ, er ging seine eigenen Wege, und Jonas spürte nicht zuletzt die Freude daran, diesen Strich zu ziehen, den Stift an der Faser des Papiers, die unendlichen Möglichkeiten der Linie, ein Teil von was auch immer zu werden. So zeichnete er lange, und diese Skizzen, die unter seinen Händen hervorwuchsen, verblüffende Figuren, ließen ihn begreifen, daß er einer bedeutenden und ungenutzten Fähigkeit in sich auf der Spur war, und es ist nicht zuviel gesagt, daß Jonas Wergeland – letzten Endes – seinen Architektentraum aufgrund der Begegnung mit Dagny M. realisierte.

## *DIE MAUSEFALLE*

Dagny M.s Ausstellung war das kulturelle Gesprächsthema des Spätsommers gewesen, ein Spektakel, dem diverse Umfragen in der Presse folgten, dominiert von kunstfeindlichen Prominenten, und

Diskussionsrunden im Fernsehen, bei denen die wenigen Sachkundigen unter den übrigen redseligen Teilnehmern nie zum Zuge kamen. Es war lange her, daß Jonas eine Ausstellung besucht hatte, denn die Großmutter hatte ihre Mäzenatentätigkeit reduziert, doch verständlicherweise entging ihm Dagny M.s vieldiskutiertes Debüt nicht, auch wenn er sich entschloß, die Einladung zur Vernissage zu übersehen. Einen ganzen Vormittag verbrachte er im Kunstnerforbundet damit, neugierig die Wände zu betrachten, die gefüllt waren mit einer Art von Reisebildern, oder vielleicht eher: Bildern, die gereist waren – vagen, umnebelten Monumenten und klassischen Bauten, möglicherweise in Ruinen, Leinwände mit Farben Schicht auf Schicht, anscheinend völlig neuen Farben, schimmernd, auch Flugzeugmetall und Zugarmaturen Bretter assoziierend, und mit Titeln wie »Karawane der Träume« und »Spuren Hadrians«.

»Da war ein Porträt, wenig schmeichelhaft«, sagte Veronika, während Jonas, völlig hypnotisiert, beobachtete, wie ihre Zunge weit draußen auf das Essen traf, als wollte sich die Cousine vom Geschmack überzeugen, lange, bevor sie in den Mund nahm, was auf der Gabel lag – falls dies nicht Zeichen für ihre gespaltene Zunge, ihr Gift, ihre Zweideutigkeit war. »Ein Gesicht, zugeschmiert mit Strichen und Farbleister«, fuhr sie fort, »und es hieß ›Reise über J. W.‹ Hatte das was mit dir zu tun, Jonas?«

»Das hatte es wohl«, sagte Jonas.

»Ja, du hattest ja immer einen gräßlich schlechten Geschmack«, sagte Sir William und schob sich zu Jonas' Befriedigung eine Gabel voll lebensgefährlicher Pilze in den Mund. »Nicht schlecht, das Essen, Rakel, mir scheint wirklich, die Ehe hat dir gutgetan.« Und das Essen war, ehrlich gesagt, einiger Aufmerksamkeit wert, denn hätte jemand bei den Familienzusammenkünften in Jonas' Kindheit Rinderfilet in Blätterteig serviert, hätte das ebenso phantastisch gewirkt wie die Gerichte, über die aus dem alten Rom berichtet wird – aufgeschnittene, im Stück gebratene Ochsen, aus denen Vögel flogen.

Wenn sich Sir William über Dagny M. lustig machte, und damit über Jonas, hatte das ausschließlich eine Ursache: daß sie miserable

Kritiken bekommen hatte, ja, regelrecht geschlachtet worden war, wie man so sagt. Und für Jonas Wergeland sagte es praktisch alles über den Onkel, das heißt, über Norwegen, verkleidet in teure Blazer und leuchtende Seidenhalstücher – daß es so völlig jenseits seines Begriffsvermögens lag, daß ein Maler, der schlechte Kritiken bekam, trotzdem gut sein konnte.

Sir William hatte überhaupt diese Fähigkeit, Jonas kontinuierlich mit Staunen und Fragen zu erfüllen und so unaufhörlich Vorstellungen davon herauszufordern, was eigentlich möglich war. Der Onkel wohnte in Heming-land, genauer gesagt, am Gråkammen – »bestes Westend«, wie er sagte – in einem Haus, in dem die Bücher nach Farben angeordnet und die Bilder von einem Innenarchitekten gekauft worden waren, mit einem Sinn für zusammenpassende Farbtöne. Wenn Jonas diese Gegend besuchte, fesselte ihn vor allem zweierlei: Das eine waren die Garagen, die ein Jonas gänzlich unbekanntes Interesse für alles verrieten, was mit Sport zu tun hatte, die gefüllt waren mit allem möglichen, angefangen von Dutzenden von Paaren Slalomskiern bis hin zu unbegreiflichem Zubehör zu Segelbooten, dann und wann sogar mit einem quicklebendigen Pferd, und das zweite waren die Zimmer, die überall mit Bauernmöbeln überladen waren, derart, daß Jonas vermutete, alle Möbel von norwegischen Höfen durch die Zeiten hindurch müßten in dieser Gegend um den Holmenkollen gelandet sein. Für Jonas wurde etwas von Sir Williams Rätsel enthüllt, als er einmal einen uralten Schrank mit Rosenmalerei öffnete und sein neues Set Golfschläger vorführte.

»Eins von diesen Bildern zu kaufen wäre jedenfalls eine unglaublich schlechte Investition«, sagte einer der Brüder Grimm.

»Ist doch einfach unmöglich zu sehen, was das Geschmier darstellen soll«, lachte Sir William, der ein paar Abbildungen aus der Presse mitgebracht hatte. »Ein Prise Realismus hätte Wunder gewirkt.«

»Den Realismus sollte man als den Antipoden der Kunst definieren«, sagte Jonas schlagfertig und zog plötzlich aller Augen auf sich. »Damit der Realismus nicht ein leeres Wort sei, müßten alle

Menschen denselben Geist, dieselbe Art und Weise haben, die Dinge zu sehen.« Jonas zitierte den französischen Maler Eugène Delacroix, ohne dies zu verraten, eine Tagebuchnotiz vom 22. Februar 1860, falls es jemanden interessieren sollte.

»Ja, du warst ja immer so verdammt schlau«, sagte Sir William. »Ich begreife nicht, wo du das alles her hast. Eigenartig, daß nichts aus dir wird.« Jonas senkte den Blick und biß sich auf die Lippen, denn dies war eins der Lieblingsthemen des Onkels, Jonas wegen seiner Unbeholfenheit zu verhöhnen, auf dem ›ewigen Studenten‹ herumzuhacken, zu fragen und zu bohren, wie es mit der Musik gehe, mit den Plänen für die Arkitekthøgskole, wozu sich die Brüder Grimm und Veronika schadenfroh die Hände rieben. »Du kommst doch nie weiter als bis zur Vorbereitungsprüfung«, damit begnügte er sich diesmal. »Ein Jammer, daß du so eine lahme Ente von Sohn hast«, sagte er zu Jonas' Vater.

Ich will mich nicht weiter in den Versuch vertiefen, Jonas Werge-lands Onkel und dessen drei Kinder zu charakterisieren, nicht weil es in seiner Knappheit über diese Personen doch nichts sagt, sondern weil Jonas – dem trotz allem mein Hauptinteresse gilt – diese seine Verwandten nicht kannte, ein Faktum, das ihn sein Leben lang faszinierte. Nehmen Sie die Brüder Grimm, wie sie dasaßen und die Zahnstocher so fleißig benutzten, daß man meinen konnte, sie hätten Angst, selbst ein Krümel zwischen den Zähnen wäre ein Fleck auf ihrer perfekten Fassade: Jonas kam tatsächlich nie dahinter, womit sie arbeiteten, etwas mit Schiffahrt oder Grundstücken oder so, als Spekulanten oder irgendwas in der Wirtschaft. Er begriff nur, daß sie zur Gruppe der Papier-Unternehmer gehörten, Leuten, die sich ihr Einkommen auf andere Weise verschaffen als durch die Produktion von Waren, die ganz einfach zu einem Vermögen kommen konnten, indem sie im richtigen Augenblick im Besitz der richtigen Valuta waren. Die Brüder Grimm bewegten nicht Stein oder Stahl, sie bewegten Geld, sie beschäftigten sich mit »Leichtarbeit«, wie Rakel sagte, »legitimem Betrug«. Deshalb waren die Vettern in Jonas' Augen auch abstrakt, und jedesmal, wenn die Familien zu-

sammenkamen, studierte er genau dieses, die Flüchtigkeit der Verwandten, ihre undefinierbaren Konturen, ihre phänomenale Hermetik, ihren schlaffen Händedruck, der ihm fast den Eindruck vermittelte, einem Schatten die Hand zu geben.

In diesem Stadium des Abendessens fragte Jonas die Schwester, wie sie es verabredet hatten und scheinbar zufällig, ob sie für die Füllung auch die Champignons verwendet habe, bei denen sie etwas unsicher gewesen seien, die kleinen, die sie zu einem Pilzexperten hatten bringen wollen, spaßeshalber. Rakel sagte, und widerstand der Versuchung, zu Sir William zu schielen, ja, sie habe sie verwendet, aber das mache sicher nichts, es seien so wenige gewesen.

Einen winzigen Augenblick irrte Sir Williams Blick umher, da er sich nicht darüber im klaren gewesen war, daß es sich um selbst-gesammelte Pilze handelte, und weil er die ganze Zeit einen Beigeschmack bemerkt hatte, doch schob er das weg, weil er Dagny M. nicht so leicht davonkommen lassen wollte. »Wißt ihr, wie ich solche Leute nenne? Schmarotzer. Leben von uns. Eine Schande. Wer bezahlt ihr Öl? Reiner Diebstahl, wenn mich jemand fragt. Stipendien und so. Sie weiß gar nicht, was für ein Glück sie hat, daß sie in Norwegen lebt.« Sir William kippte ein halbes Glas Rotwein, schnitt eine Grimasse. »Pfui Deibel, was für eine Plörre«, murmelte er.

»Hast du nie daran gedacht, daß du selber das Öl stiehlest, an dem du dich bereicherst?« sagte Jonas. Das warf er einfach so hin, aus reiner Intuition, er wußte nichts darüber. Sir William lachte nur, machte sich nicht einmal die Mühe zu antworten.

Jonas Wergeland war allerdings einem wichtigen Gedanken auf der Spur. Denn während die Leute in Norwegen wegen der EG wüteten, wurde das wirklich Bedeutungsvolle, wie immer, in aller Stille entschieden: Statoil wurde gegründet. Wenn Jonas seine Anschuldigung hervorschleuderte, dann deswegen, weil Sir William jetzt bei Statoil arbeitete, ja, nicht nur arbeitete, sondern bald die ganze Gesellschaft leiten würde und darum auch mit dem Gedanken spielte, das Haus am Gråkammen zu verkaufen und für



immer nach Stavanger zu ziehen. Und lassen Sie mich hier meinen zweiten kleinen Diskurs über Norwegen und das Glück einflechten, über das Gustav-Gans-Syndrom, diesmal über Norwegen und das Öl, denn zu eben dieser Zeit stand Norwegen, glauben Sie es oder nicht, plötzlich und unbegreiflich für das höchste ökonomische Wachstum in Europa, und als den Leuten zu dämmern begann, welche abenteuerlichen Reichtümer das Öl darstellte, so daß man auch damals nur auf Märchen-Metaphern zurückgreifen konnte, Aschenputtel und so weiter, wenn man erklären wollte, was da geschah. Es war also nicht nur so, daß Norwegen, da es an der Peripherie Europas lag, an der mehr oder weniger offenen Ressourcenausbeutung anderer Erdteile teilhaben konnte, sozusagen ohne sich die Hände schmutzig zu machen – außerdem fand Norwegen auch noch das Öl und fügte damit seiner nationalen Personalakte ein weiteres – verzeihen Sie – stilles Verbrechen hinzu.

Ich will wiederum an das Goldene Zeitalter der Niederlande anknüpfen, denn dank des Völkerrechtsvorreiters Hugo Grotius, der schrieb, »das Meer ist allen gemeinsam, weil es so grenzenlos ist, daß es niemandem gehören kann«, wurden die Ozeane so lange als gemeinsames Erbe der Menschheit betrachtet, das heißt, bis einige Länder, im Kielwasser des letzten Weltkriegs, plötzlich weitergehendes Verfügungsrecht über die Ressourcen ihres Kontinentalsockels forderten. In Norwegen war man träge und dachte, wie gewöhnlich, vor allem an den Fisch, und ich kann, ohne zu viele zu kränken, ruhig feststellen, daß es an Wissen, Interesse und, in allererster Linie, Phantasie fehlte. Als Norges Geologische Undersøkninnger in den fünfziger Jahren vom Außenministerium eine Anfrage hinsichtlich der nationalen wirtschaftlichen Interessen am Kontinentalsockel erhielt, antwortete man schlicht und einfach, womit man zugleich ein Schulbeispiel mangelnder Kompetenz lieferte: »Man kann die Möglichkeit ausschließen, daß es im Kontinentalsockel entlang der norwegischen Küste Kohle, Öl oder Schwefel geben könnte.« Erst als sich, zum Glück, 1962 ausländische Ölgesellschaften an norwegische Behörden wandten, erkannte man, daß

möglicherweise etwas im Gange war, und nicht lange danach kam eine königliche Resolution, die das nationale Verfügungsrecht über den Kontinentalsockel festschrieb. Ein paar Jahre später schloß Norwegen Aufteilungsverträge mit Großbritannien und Dänemark und hatte wiederum – natürlich, hätte ich fast gesagt – ein Schweineglück, da das Äquidistanzprinzip zugrundegelegt wurde, was keineswegs eine Selbstverständlichkeit war, und Norwegen sich damit unter anderem das reiche Ekofisk-Feld sicherte. All das dank des Glücks und einer Handvoll vorausblickender und vor allem lernwilliger Beamter, in erster Linie des damaligen Ministerialdirektors Jens Evensen. Denn wo die Niederlande den Rechtsgelehrten Hugo Grotius hatten, kann Norwegen mit dem Juristen Jens Evensen prahlen. Es wäre nicht völlig abwegig, wenn alle Norweger, aus purer Dankbarkeit, bei sich zu Hause eine Büste von Jens Evensen hätten.

Denn was war der Gewinn? Der Gewinn war kolossal, der Gewinn war so hoch, daß er selbst die chauvinistischste Phantasie übersteigt. Was die geographische Größe angeht, so liegt Norwegen in der Welt etwa auf dem 60. Platz. Wenn man hingegen das Meeresgebiet einbezieht, das unter norwegische Herrschaft gekommen ist, gibt es plötzlich nur noch 11 Länder, die größer sind als Norwegen. Norwegen erhebt heute Anspruch auf einen Sockel, der mehr als viermal so groß wie das norwegische Festland ist und ein Drittel des gesamten europäischen Kontinentalsockels ausmacht – Norwegen hat sich mit anderen Worten die Kontrolle über enorme Mengen von Ressourcen gesichert.

Was kann man daraus lernen? Daraus kann man lernen, daß das Unwahrscheinliche ständig geschieht und daß die Leute es nicht sehen.

Die »Nationalisierung« des Meeres und des Meeresgrundes ist die radikalste Umverteilung geographischer Gebiete und ökonomischer Güter seit der Kolonialzeit, und jetzt komme ich auf den Punkt, weil mein Staunen darüber nicht endet: Nicht ein einziger Bürger in diesem Land, wo man für und gegen nahezu alles

Denkbare protestiert und auf die Straße geht, hat den Mund aufgemacht, um eine Frage nach dem gigantischen Gebietsgewinn zu stellen, der Norwegen dank des Eifers anderer einfach in den Schoß gefallen ist, ja, diese phänomenale Erweiterung Norwegens hat überhaupt nicht auf der öffentlichen Tagesordnung gestanden. Unfaßbar! Ich wiederhole: Unfaßbar! Möglicherweise sind Norweger anderer Meinung, wenn ich das Wort Verbrechen benutze, und finden es im Gegenteil gerecht, daß Norwegen einen so großen Teil des Kuchens bekommt, und ebenso gerecht, daß 55 Länder in der Welt praktisch nichts bekommen, und beweisen so, daß man längst das Motto Peer Gynts verwirklicht hat: sich selbst genug sein. Ich darf trotzdem daran erinnern, wie heute alle über den Tordesillas-Vertrag vom Ende des 15. Jahrhunderts lachen, in dem Spanien und Portugal ganz einfach den Atlantischen Ozean und damit die Welt unter sich aufteilten. Würde man aus der Geschichte lernen, müßte man vielleicht die Frage stellen, ob, eines Tages, jemand die Nationalisierung des Kontinentalsockels ebenso sehen wird. Aber bitte, ich habe nicht die Absicht zu moralisieren, ich will ausschließlich auf das Glück hinweisen, als den wichtigsten Faktor in der modernen norwegischen Geschichte.

Das Abendessen im neuen Einfamilienhaus in Grorud nähert sich seinem Ende, und Sir William hat eine leicht feuchte Stirn, ist dazu auffällig konzentriert auf seinen schweren Ring am kleinen Finger, mit einem blauen, nicht schwarzen, Stein, der in Jonas' Augen Zauberkunst signalisierte, den Hang des Onkels zu geheimen Orden oder vielleicht eher sein göttliches Glück. Jonas will gerade den Plan forcieren, als ihm unerwartet Veronika zu Hilfe kommt. »Sind denn nicht«, sagt sie leicht besorgt, »einzelne Champignons mit Weißen Knollenblätterpilzen zu verwechseln, besonders kleine?«

»Ja, ist das nicht ulkig«, sagt Jonas, »daß die giftigen Pilze Seite an Seite mit den guten wachsen.«

»Was sind eigentlich die Symptome einer Vergiftung«, sagt Veronika gekünstelt locker, jedoch mit einem Tonfall, der verrät, daß

auch sie ein paar Bissen von der Füllung, die nur Sir William zuge-  
dacht war, abbekommen hat.

»In erster Linie Übelkeit«, sagt Jonas. »Ich hab gehört, das kann  
ziemlich schnell gehen.« Er schielt zu Rakel hin, die sich bemüht,  
ernst zu bleiben.

Mehr ist im Grunde nicht erforderlich. In einem grausamen  
Augenblick begreift Sir William, daß er Weiße Knollenblättermilch  
gegessen hat und daß gerade eines der tödlichsten aller Pilzgifte von  
seinen Gedärmen aufgesogen wird, um dann ins Blut überzugehen.  
Sir William fühlt sich elend, spürt, wie sich die Übelkeit im Körper  
ausbreitet. Er hat, was das betrifft, guten Grund, es zu glauben, denn  
Rakel hat ihm eine reichliche Portion Pilzfüllung gegeben, die zwar  
nichts anderes enthielt als harmlose Champignons, denen dafür  
aber ein Mittel zugesetzt war, besorgt bei einem Rakel bekannten  
Apotheker, das der Füllung einen Beigeschmack gab und zugleich  
als schwaches, aber wirksames Brechmittel wirkte.

Sir William erhebt sich, weiß im Gesicht, und geht, schwankt  
zum Bad. »Ist irgendwas, Onkel William?« sagt Rakel. »Halt's Maul,  
Rakel, geh mir bloß aus dem Weg, sonst kriegst du eins auf den  
Rüssel, du Miststück, verdammte Hure!« Sir William ist vor Wut  
den Tränen nahe, während er gleichzeitig Todesangst hat, auf dem  
Weg zum Bad brutal ein paar Stühle umkippt und mit aller Deut-  
lichkeit zeigt, daß unter dem modernen Leben, dominiert von  
Wissen und Wissenschaft, von Afrika-Expertentum und Öltech-  
nologie, von anspruchsvoller Ausbildung und allen erdenklichen  
materiellen Hilfsmitteln, daß unter alledem primitive Energien auf  
der Lauer liegen, die, wenn sie sich äußern dürfen, in ihrer Wildheit  
gnadenlos sind.

Sir William stürmt zum Bad, ihm ist sichtlich übel, er ist blaß, und  
da er in der Eile oder Verzweiflung vergißt, die Tür hinter sich zu  
schließen, kann jeder sehen, wie er, unter Kittelsens Bild von  
Schloß Soria Maria, Brocken von Rinderfilet, Blättermilch und Cham-  
pignons erbricht, welch letztere er also für Knollenblättermilch hält,  
zusammen mit Rotwein, teils über die weißen Fliesen, teils in die

Kloschüssel. Und selbst als er dort an der Kloschüssel kniet, oder hängt, ist er geistesgegenwärtig genug, die verdammte Familie des Bruders zu verfluchen, die ihm schon immer ans Leben wollte und nicht einmal würdig ist, ihm die Schuhbänder zu schließen, und die, falls er das hier überlebt, seine Schuhe auch nie wieder zu Gesicht bekommen wird.

Nicht die Gewißheit, daß die Symptome bei Weißen Knollenblätterpilzen sich viel früher eingestellt hätten, ließ Veronika Verdacht schöpfen, sondern Rakels und Jonas' kleinlaute Gesichter, ein Ausdruck, der sich aus dem Triumph herleitete, es geschafft zu haben, während sie zugleich ein bißchen enttäuscht waren, weil es ihnen trotz allem nicht gelungen war, ihm das Maul zu stopfen, denn nicht einmal mit dem Mund voller Kotze hatte er aufgehört zu reden.

Veronika sah sie anklagend an, besonders Jonas – ein Blick, den er nicht vergaß, da er so unzweideutig Trauer darüber ausdrückte, daß Jonas noch lebte, ein Blick, den er mindestens zweimal im Leben gesehen hatte und zumindest einmal noch sehen sollte.

Buddha war der einzige, der nicht aufgestanden war, er saß mit einem Lächeln da und guckte sich das Ganze an.

Sir William heulte aus dem Bad, umgeben von seiner eigenen zähen Kotze, von den psychosomatischen Kräften aufgepeitscht bis zur Panik. Er brüllte, jemand müsse nach einem Krankenwagen telefonieren, nein, dazu war nicht die Zeit, und im selben Augenblick kam er heraus, verschmiert mit Erbrochenem und schrie, einer der Söhne müsse ihn fahren, wie der Teufel, glücklicherweise sei es nicht weit bis zum Bereitschaftsdienst, zum Teufel mit der Scheißfamilie, verdammt nochmal, komm, Preben, hier ist der Schlüssel, fahr mit Bleifuß, Junge. Sie stürzten hinaus.

Was Jonas Wergeland vom ganzen Abend am besten gefiel, war ein Detail, das er sich merkte, als der Onkel vorbeischwankte: ein Kotzleck mitten im Monogramm auf der Brusttasche des teuren Blazers.

Jonas stand auf der Treppe, als der Onkel und seine drei Kinder sich in den Mercedes warfen, mit einem der Brüder Grimm hinterm

Lenkrad. Das letzte, was sie hörten, war »Prima, Preben«, und so hatte Sir William auch diesmal das letzte Wort.

Jonas schüttelte den Kopf, bevor er ins Bad ging und abzog, sah, wie die Kotze in einem Wirbel von Wasser verschwand.

## DER WEISSE FLECK

Jonas glaubte, er würde schon in der Startphase seines kopflosen Rettungsversuchs hinuntergezogen werden und in den Wirbeln ertrinken, doch dann wurde er an die Oberfläche gedrückt, wie in einem Lift, und schnappte nach Luft, meinte zunächst, völlig desorientiert, er sei auf dem Weg zur Stromschnelle, wo er das Achterende des Bootes verschwinden sah, bevor es ihm, endlich, gelang, sich aus dem Hauptstrom herauszuarbeiten und ans Ufer zu kommen, falls man das ein Ufer nennen konnte, denn es war nur eine Erosionskante aus kleinen und großen Felsblöcken und beinahe unbegebar.

Jonas scheuert sich die Knie auf, aber klettert, krallt sich über Steine, kriecht dort oben am Fluß entlang, bis er auf einer Höhe mit dem Strudel ist, in dem Veronika Røed herumgewirbelt wird und wo er, wie um die Handlung auszusetzen, einen Gedanken über die ›buchstäblich gesagt‹ einnehmende Natur hervorkramt, diesen gigantischen Zickzack-Schnitt durch den Fels, ein Eldorado für Geologen, bis seine Augen wieder von dem Wirbel hypnotisiert werden, der einen Menschen umfassen hält, und er einen Augenblick an alles mögliche denkt, angefangen von den kochenden Mahlströmen um ein zurücksetzendes Schiff bis hin zu der Faszination, die auf ihn als Kind Waschmaschinen ausgeübt haben.

Was tut er jetzt? Jonas steht auf der Kante und sieht zum Wirbel hin, der in gewisser Weise eine kleine Nebenströmung bildet, ertappt sich dabei, wie er das Phänomen genießt, den Anblick eines Kreises mitten in der Linie, nahezu naturwidrig. Er muß etwas tun, aber er ist gelähmt, steht auf dem Grund einer halbdunklen

Schlucht und lauscht dem kontinuierlichen Fall des Wassers, das gleiche Geräusch, wie wenn das Fernsehen nicht sendet, der Apparat aber laut angestellt ist, ein Geruch wie von Sprenggasen, er steht am Ufer, schwarze Basalthänge vor sich und hinter sich, der Himmel als ein blauer Streifen ganz oben, doch er sieht nicht hinauf, er sieht hinunter, verzaubert von dem Wirbel vor sich, dem Kreis aus Wasser, und diesem Gesicht am Rand des Kreises, dem Gesicht eines Menschen, einer Cousine, er muß hineinspringen, sie an Land schaffen, Leben in sie bekommen, aber wenn er springt, kann er selbst in diesem Kreis hängenbleiben, zusammen mit ihr herumgewirbelt werden, einer verhaßten Widersacherin sein Leben lang, und dennoch ein Gesicht, ein Individuum, das jetzt verloren ist, wenn nicht er, Jonas, hineinspringt, die Gelegenheit ergreift, und er bleibt stehen und starrt dieses Gesicht an, diese bleiche Fratze, die von der Strömung rundherumgewirbelt wird, frappierend, wie weiß es ist, beinahe ebenso weiß wie das Wasser, ein weißer Fleck zwischen weißen Flecken, ein Gesicht, ein ganzer Kontinent, der unentdeckt ist, und dieses Gesicht ist es, das fordert, er müsse springen, obwohl es zu einem Menschen gehört, den er verachtet.

Jonas Wergeland steht zögernd da, eine Sekunde, zwei Sekunden, am Ufer des Sambesi, denn hier geht es um Werte, handelt es sich um Glauben, einen Sprung, darum, plötzlich in der Tiefe zu liegen, mit den berühmten 70 000 Faden Wasser unter sich, und es ist tatsächlich enorm tief in diesen Stromschnellen, fast unbegreiflich tief, da die geduldigen Wassermassen Jahrtausende hindurch ihren Weg in der Tiefe und nicht in der Breite finden mußten.

Er muß sich hinausstürzen in diese Tiefe, doch er zögert, zögert selbst dann noch, als er sieht, daß sie nach Luft schnappt und also nicht bewußtlos ist, wie er geglaubt hat, denn sie bemüht sich, den Kopf über Wasser zu halten, er kann es sehen, und dennoch schwankt er, verzweifelt, denn er befindet sich im Zenit des Lebens, vor dem Projekt seines Lebens, einer gigantischen Möglichkeit, das Volk aufzuwecken, es zu lehren, groß zu denken, also warum dann sterben, um seine bitterste Feindin zu retten.

Jonas steht zögernd am Ufer des Sambesi, nimmt plötzlich ein Duke-Ellington-Thema wahr, das irgendwo in seinem Bewußtsein hämmert, das vielleicht die ganze Zeit dagewesen ist, als eine Begleitung, auf die er erst jetzt aufmerksam wird, so wie man in spannenden Filmen selten auf die Musik achtet; Jonas steht da und sieht ein Gesicht an, das vom Wasser rundherumgewirbelt wird, während ab und zu ein Bruchstück von Duke Ellingtons »Cotton Tail« in seinem Bewußtsein auftaucht, er steht da mit Ben Websters wirbelndem Saxophon und Jimmi Blantons pulsierenden Baßrhythmen im Kopf, steht da, während das Thema immer wiederkehrt, eine unwahrscheinliche Energie, ein Wirbel auch das, steht da am Ufer, durchnäßt vom sprühenden Niederschlag, friert, da die Sonne den Grund der Klamm nicht erreicht, erinnert sich jäh an eine Schneehöhle, die Kälte, erinnert sich an eine Schiffsschraube, Wirbel auch dort, den Schmerz im Bein, und trotzdem, ihr Gesicht, denn sie liegt so im Wasser, daß er nur ihr Gesicht sieht, als wäre es ein Gesicht, das da schwimmt, ein weißer Fleck, der ihm in gewisser Weise entgegenstrahlt, wie eine Ikone, etwas Heiliges, und als er endlich hineinspringt, dann vor allem, um dieses Gesicht zu retten.

Jonas ist im Wasser, spürt wieder die gewaltigen Kräfte, Wirbel wie um eine Pulverschneelawine, nähert sich dem Strudel, darf ihm nicht zu nahe kommen, kann ihn nur berühren, wie eine Tangente; er sieht wie in einem Alptraum die Möglichkeit vor sich, von ihm gefangen zu werden, darin zu bleiben, in dem Strudel, dort zusammen mit ihr, Veronika, zu sterben, zwei Leichen im ewigen Kreis.

Er ist ganz nahe, sieht ihr Gesicht vorbeischwimmen, jetzt eher golden als weiß, spürt die Kräfte, Muskeln aus Wasser, kleine Hände, die nach ihm greifen, vielleicht, denkt er plötzlich, ist das die Nabe, das Zentrum, nach dem er gesucht hat, diese gewaltigen Kräfte, eine Nabe, vollkommen versteckt am Grund zwischen schwarzen Basaltwänden, einem völlig öden Ort, eine Nebenströmung mit einem Gesicht, gefangen in einem Strudel, Veronika gleitet vorbei, Jonas macht sich bereit, schwimmt so nahe heran, wie er sich traut, spürt das mörderische Wirbeln einer Schiffsschraube



in unmittelbarer Nähe, streckt den Arm aus und erwischt einen Arm, zieht, schwimmt, was er kann, rückwärts und schafft es wirklich, zieht Veronika aus dem Wirbel heraus, nimmt sie in Schleppe, hangelt sich am Ufer hinauf und zerrt sie dort hoch.

Sie keucht, sie ist bei Bewußtsein, spuckt, erbricht sich, ihre Augen sind offen, blicken zu Jonas, als glaubte sie nicht, was sie sieht, daß er, der Vetter, sie gerettet hat, sagt nichts, hat auch nicht genug Luft, um irgend etwas zu sagen. Jonas sitzt da und ist erleichtert darüber, daß es ihm erspart bleibt, bei ihr die Mund-zu-Mund-Methode anzuwenden, befühlt sein Knie, das entsetzlich schmerzt, eine alte Verletzung, die aufgebrochen ist, eine Verletzung von der Kollision seines Lebens, und gleichzeitig beschäftigt ihn etwas anderes, denn er hat etwas gesehen, weiß nicht mehr, was, nur, daß es wichtig ist, entscheidend, es muß ihm ins Auge gefallen sein, als er gerade hineingesprungen ist, weiß nur noch, daß es wichtig ist, sieht sich um, sieht hinunter, sieht hinauf, am Hang jenseits des Flusses hinauf, und da entdeckt er es, es ist ein kleiner Nadelbaum, der direkt aus der Felswand wächst, ein kleines grünes Büschel in all dem Schwarz, ein Wunder, daß der Baum dort wachsen konnte, und Jonas wird klar, daß er unbewußt auf der ganzen Fahrt genau danach gespäht hat, nach genau diesem einen Detail, das ein Leben ummodellern kann, das sogar wichtiger ist als diese Erfahrung, einen Menschen gerettet zu haben, und im selben Augenblick weiß er, ganz gewiß, daß er es schaffen, daß er sie durchsetzen wird, seine große Vision.

Sie müssen wieder hinaus in die Wassermassen, ein Stück am Ufer entlangklettern, bevor sie hinausschwimmen und sich mit der Strömung die nächste Stromschnelle hinuntertreiben lassen, zum Becken, wo die übrigen mit dem Boot liegen und warten. Er hat keine Angst mehr. Es wird gutgehen. Er weiß, es wird gutgehen. Veronika bekommt wieder Luft, sitzt halb aufrecht, starrt vor sich hin. Jonas weiß, es wird gutgehen. Die übrigen warten. Es wird keine allzu großen Probleme bereiten, sich auf dem Rücken die Stromschnelle hinuntertreiben zu lassen. Es wird gutgehen. Und es

wird mit seinem Projekt gutgehen. Er weiß es. Er wird es schaffen. Er wird es durchführen, und wenn er allein gegen den ganzen NRK kämpfen muß. Er nimmt Veronika bei der Hand und richtet sie auf. Sie klettern ein Stück am Ufer entlang, bevor sie sich wieder in das schäumende Wasser stürzen.

## PYRAMIDENSPIEL

Jonas Wergeland hatte ursprünglich geplant, die Sendung über Ole Bull damit einzuleiten, daß die Hauptperson, in Gestalt des Schauspielers Normann Vaage, an einem Wasserfall stand und eine seiner eher halsbrecherischen Kompositionen vortrug, wie um auf den Mythos vom Wasserfallwichtel und die Magie der alten Fiedler anzuspielen. Die Sequenz hätte auch ausgezeichnet mit einem Schnitt auf die Bilder von Ole Bulls grasgrüner Statue zusammengepaßt, wie sie in der schönen Springbrunnenanlage vor dem Hotel Norge in Bergen steht, und danach hätte man hinauf zum Fløyen und Ulriken schwenken können, der schönen vestländischen Natur, die Ole Bull so viel bedeutet haben soll.

Daß es nicht so kam, lag nicht nur daran, daß Jonas Wergeland, ausgehend von einer tragenden Idee der Reihe, beschloß, die Zentral-szene jeder Sendung ins Ausland zu verlegen, und deshalb die meisten Klischeebilder um Ole Bull aufgeben mußte – das alte Bergen, den Familiensitz Valestrand und nicht zuletzt das recht interessante Sammelsurium eines Hauses auf Lysøen, ein Monument von Ole Bulls atemberaubender Reiseaktivität –, es lag auch daran, daß Jonas im Laufe der Planung Ole Bornemann Bull die gleiche Frage stellte wie allen anderen Personen, die er ausgewählt hatte: Was ist die Grundgeschichte im Leben dieses Menschen? Und im Falle Ole Bulls antwortete Jonas Wergeland: Die Geschichte von Ole Bull ist die Geschichte eines Mannes, der um die Welt reist, um den perfekten Resonanzboden für den norwegischen Ton zu finden. Und Ole Bull fand diesen Ton auf der Spitze der Cheopspyramide.

Nun kann man einwenden, auch diese Szene, Ole Bull an seinem 66. Geburtstag auf der Spitze des siebten Weltwunders, sei relativ abgedroschen, aber vor die Wahl gestellt zwischen dieser und einer Szene aus Oleana, in einem kleinen Tal der Alleghenies in Pennsylvania, wählte Jonas Ägypten, nicht nur, weil die Szene wie für das Fernsehen geschaffen war, sondern ebensosehr aus einem grundlegenden Motiv: der Möglichkeit, endlich Kairo zu sehen, eine der wenigen Hauptstädte der Welt, die er nicht besucht hatte. In dieser Hinsicht fügt sich Jonas Wergeland hübsch in die Reihe von Personen, die den NRK ihre privaten Reisen haben finanzieren lassen.

Die größte Herausforderung war folglich, einen Kniff zu finden, um die Cheops-Sequenz interessant zu machen, und Jonas erreichte dies, indem er die vertikale Szene von der Pyramide mit einer hektischen horizontalen Sequenz alternieren ließ, die im Grunde der rote Faden durch die Sendung war, nämlich Ole Bull kreuz und quer unterwegs durch Europa, als eine Art Casanova der Musik, in seiner englischen Diligence. So fuhr die Sendung Zickzack zwischen einem jungen Ole Bull in voller Fahrt zwischen den großen und kleinen Konzertsälen Europas und einem alten Ole Bull, der die Cheopspyramide hinaufkletterte. In die Bilder von den ewigen Reisen von Stadt zu Stadt, von Paris nach Triest, von Cádiz nach Riga, schnitt Jonas einerseits Bilder des Wagens von außen gesehen, mit einem Gespann acht stattlicher Pferde davor, und andererseits des Wagens von innen, mit seiner Sonderausstattung als Schlafzimmer, wo Ole Bull zusammen mit seinem Diener übernachtete – alles gefilmt in einer der Alleen des Frognerparks, und hinzu kamen zwischendurch Ausschnitte aus den Konzerten, bei denen die Bühne, im Studio gebaut, und eine einigermaßen getreue Kopie der Bühne des Saals in Bologna, möglicherweise das wichtigste Konzert seiner Karriere, stets dieselbe war, bei der sie aber, und zwar völlig deutlich, einfach verschiedene Prospekte herunterließen, um Florenz oder St. Petersburg zu illustrieren, und wo Ole Bull immer, solo, eines der abschließenden Themen, voller technischer Feuerwerk- und Brauereffekte, aus seiner eigenen, nicht besonders bekannten, aber

temperamentvollen – möglicherweise von einem Ausbruch des Vesuv inspirierten – Komposition »Polacca guerriera« spielte, so daß die Zuschauer den Eindruck einer ewigen Wiederholung derselben Elemente bekamen: der gewaltige Wagen in voller Fahrt durch dieselbe Landschaft, Ole Bull auf dem Bock mit demselben ungeduldigen Ausdruck, derselbe Konzertsaal, dasselbe Publikum, dieselbe Musik, dieselben Ovationen, dieselben Damen, die weinten, dieselben Geschenke, Blumen und Schmuckstücke, Broschen und Schnupftabakdosen mit eingesetzten Juwelen, dann wieder der Wagen, wie er dahinbrauste, in Staub, in Schlamm, in Schnee, in Regen, dann der Konzertsaal und so weiter, nur unterbrochen vom alten Ole Bull, wie er, in Zeitlupe, zwischen den großen Steinblöcken der Cheopspyramide hinaufklettert, während Atem und Herzschläge, verstärkt, auf der Tonspur dominierten. Es hieß über die Sendung, daß die Leute schließlich das Rütteln des Wagens spürten, während sie in ihren Sesseln saßen, und daß sie, jedesmal wenn der alte Mann mühsam die Pyramidenwand hinaufkletterte, eine Spannung empfanden wie in einem Thriller, als ob sie, auch wenn sie das Ergebnis kannten, daran zweifelten, daß er es wirklich schaffen würde.

Die Mittelpartie der Sendung bildete der redaktionelle Bestandteil, in dem Jonas Wergeland selbst, in moderner Kleidung, den Schauplatz betrat und sich mit der Hauptperson unterhielt, und viel von ihrer Popularität verdankte die Reihe gerade diesem redaktionellen Beitrag, sowohl wegen Jonas Wergelands einzigartigem Fernseh-Charisma als auch der ziemlich ausgeklügelten Art und Weise, wie das Gespräch unbekanntere Seiten des Helden enthüllte. So saß Jonas Wergeland in dieser Sendung und redete mit einem sichtlich erschöpften und viel zu alten Ole Bull, einem abgehalfterten Casanova ähnlich, um mich an das Bild zu halten, auf halbem Weg zur Spitze der Pyramide, und Ole Bull antwortete genauso enthusiastisch und beredt, wie er immer geantwortet haben soll, auf die Fragen, die ihm Jonas Wergeland stellte, über seine arabischen Pferde, über den Selbstmordversuch in der Seine, über dieses Duell mit